

Vaterlos, gottlos, arbeitslos - wertlos? Zum Problem der Jugendgewalt und mögliche Präventivstrategien

Nicklas, Hans; Ostermann, Änne; Büttner, Christian

Postprint / Postprint

Arbeitspapier / working paper

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:

Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK)

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Nicklas, H., Ostermann, Ä., & Büttner, C. (1997). *Vaterlos, gottlos, arbeitslos - wertlos? Zum Problem der Jugendgewalt und mögliche Präventivstrategien*. (HSFK-Report, 4/1997). Frankfurt am Main: Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-79718-0>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

HSFK-Report 4/1997

BIBLIOTHEK
DER. HESSISCHEN STIFTUNG
FRIEDENS- UND KONFLIKTFORSCHUNG



**HESSISCHE
STIFTUNG
FRIEDENS-UND
KONFLIKT-
FORSCHUNG**

Hans Nicklas / Anne Ostermann / Christian Büttner

**VATERLOS, GOTTLOS, ARBEITSLOS –
WERTLOS?**

**Zum Problem der Jugendgewalt und mögliche
Präventivstrategien**

HSFK-Report 4/1997

Frankfurt am Main

**HESSISCHE
STIFTUNG
FRIEDENS-UND
KONFLIKT-
FORSCHUNG**

Hans Nicklas / Anne Ostermann / Christian Büttner

**VATERLOS, GOTTLOS, ARBEITSLOS –
WERTLOS?**

**Zum Problem der Jugendgewalt und mögliche
Präventivstrategien**

HSFK-Report 4/1997
Mai 1997

© Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK)

Adresse der Autoren:

Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK)

Leimenrode 29

D-60322 Frankfurt

Telefon (0 69) 95 91 04-0

Telefax (0 69) 55 84 81

e-mail: hsfk@em.uni-frankfurt.de

WWW:<http://www.rz.uni-frankfurt.de/hsfk>

ISBN 3-928965-90-5

DM 12,00

Zusammenfassung

Der in der Öffentlichkeit bestehende Eindruck von der bedrohlich anwachsenden Jugendgewalt ist nur zum Teil zutreffend. Es gibt Bereiche mit zunehmender Gewalt von Jugendlichen, aber auch andere, in denen umstritten ist, ob es sich um ein Anwachsen der Gewalt oder eine verschärfte Aufmerksamkeit für Gewalt handelt.

Zu den Bereichen, bei denen ein Anstieg der Gewalt festzustellen ist, gehört die Jugendkriminalität. Werden generell schon drei Viertel der Straftaten von 14-25-Jährigen begangen, so liegt der Anteil bei Gewaltdelikten noch höher. Gewaltkriminalität ist ein Jugenddelikt - mit steigender Tendenz.

Besondere Aufmerksamkeit erregen Berichte über das Ansteigen der Gewalt in der Schule: Gewalt in den Schulen reicht von Disziplinlosigkeit im Unterricht, verbalen und physischen Attacken auf Lehrer und Mitschüler, Vandalismus, Diebstahl, Raub bis hin zu Kämpfen zwischen rivalisierenden Jugendbanden und Schlägereien mit ausländischen Jugendlichen sowie Schutzgelderpressung.

Aber es ist zweifelhaft, ob es sich dabei um einen Anstieg der Gewalttaten handelt. Aus den jüngsten schulbezogenen Studien geht hervor, daß von einer Zunahme aggressiver und gewaltförmiger Handlungen in der Schule „auf breiter Front“ nicht gesprochen werden kann, daß es jedoch eine Minderheit erheblich problembelasteter Schüler gibt, die zur Gewalt neigen.

Bei der Gewalt handelt es sich um ein komplexes und vielschichtiges Problem. So ist zu erwarten, daß es keine monokausale Erklärung geben kann. Gefordert ist demgegenüber eine komplexe Theorie, die den unfruchtbaren Streit über untaugliche Alternativen verläßt und ein konfiguratives Modell von Gewalt entwickelt, das die verschiedenen Wirkfaktoren integrieren kann. Eine solche Theorie ist noch desiderat, und sie kann auch hier in diesem Papier nicht entwickelt werden.

Bei der Diskussion der *Präventivstrategien* ist zunächst eine Entdramatisierung des Problems notwendig. Immer neue Horrorszenarien sind wenig hilfreich. Das *Jugendstrafrecht* ist das schärfste, aber zugleich auch ein problematisches Mittel zur Bekämpfung der Jugendgewalt. Es ist unbestreitbar, daß bei Jugendlichen erzieherische und resozialisierende Maßnahmen den Vorrang haben müssen vor strafenden. Die hart errungenen Fortschritte im Sinne eines liberalen Jugendstrafrechts dürfen nicht preisgegeben werden. Doch zeigt die Erfahrung, daß trotz aller Bedenken auf Strafe nicht verzichtet werden kann. Bei einem Beitrag des Strafrechts zur Bekämpfung der Jugendgewalt kann es nicht um eine Erhöhung der Strafe gehen, sondern um eine Verbesserung in Strafverfolgung und Justizpraxis:

- Die Erhöhung der Aufklärungsquote bei Straftaten von Jugendlichen. Besonders bei den Bagatelldelikten wie Sachbeschädigung liegt die Aufklärungsquote außerordentlich

niedrig. Doch sind solche Delikte häufig die „Einstiegsdroge“ in die schwereren Formen der Gewalt;

- Eine kurze Ermittlungs- und Prozeßdauer; die Strafe muß der Tat möglichst rasch folgen.
- Mithilfe der Bevölkerung. Damit ist nicht Denunziantentum gemeint, sondern eine Intensivierung der sozialen Kontrolle. Das „Wegsehen“ fördert die Gewalt.

Ein weiterer Ansatz, die Gewalt von Jugendlichen einzudämmen, ist die *soziale Kontrolle*. In modernen Gesellschaften wird diese Form der Sicherung der sozialen Normen zunehmend abgebaut. Besonders in den Großstädten mit ihren anonymisierten Lebens- und Wohnverhältnissen fehlt sie fast vollständig. Aber mit dieser Reduktion des Interesses am anderen geht auch der positive Aspekt der sozialen Kontrolle verloren.

Ohne die Bereitschaft der Bevölkerung, bei offensichtlich gewalttätigem Handeln von Jugendlichen selber einzugreifen oder zumindest die Polizei zu benachrichtigen, dürfte es kaum möglich sein, die Gewalt von Jugendlichen zu verringern. Ein solches Verhalten hätte auch präventive Wirkung. Viele Gewalttäter können sich heute - vor allem in der Großstadt - darauf verlassen, daß Passanten nichts unternehmen und die Anwohner die Rolläden herunterlassen.

Eine wirksame soziale Kontrolle ist nur möglich, wenn die Normen der Gewaltfreiheit in der *öffentlichen Meinung* verankert sind und offensiv vertreten werden. Soziale Kontrolle kann nur dann funktionieren, wenn es in der Öffentlichkeit eine deutliche Ablehnung der Gewalt gibt und der Gewalttäter mit der einhelligen Ablehnung seiner Handlung rechnen muß. Kann der Gewalttäter mit einer „klammheimlichen“ Zustimmung zu seiner Handlung rechnen, so bleibt die soziale Kontrolle wirkungslos.

Die wichtigste Sperre, die Menschen daran hindern kann, Gewalt auszuüben, liegt in ihnen selber. Traditionell heißt diese seelische Instanz Gewissen. Wenn hier der *Verinnerlichung der gesellschaftlichen Norm* des Gewaltverbots das Wort geredet wird, so hat dies nichts mit Autoritätsgehorsam zu tun. Menschliches Zusammenleben ist existentiell auf ein Minimum an gemeinsam geteilten Normen angewiesen. Und eine der wesentlichsten Normen ist das Verbot, einem anderen Gewalt anzutun. Es geht bei diesem Erziehungsziel um die Fähigkeit, mit dem Konflikt zwischen den Triebansprüchen und den sozialen Normen umgehen zu können, die eigene Triebhaftigkeit und Affektivität zu „kultivieren“ und sie der Kontrolle des Gewissens zu unterwerfen.

Für die Begrenzung der Gewalt ist die Erhöhung der *kommunikativen Kompetenz* ein wichtiges pädagogisches Ziel. Mangelnde kommunikative Kompetenz in Konfliktsituationen läßt Menschen oft zum Mittel der Gewalt greifen. Es fehlen den in den Konflikt involvierten Menschen friedliche Konfliktlösungsstrategien. Insbesondere männliche Jugendliche haben, was die sozialen und kommunikativen Fähigkeiten angeht, den Mädchen gegenüber einen Nachholbedarf. Solche gewaltfreien Lösungsmechanismen sind etwa

Verhandlungs- oder Bargaining-Strategien, die in der Regel sprachliche Kompetenz voraussetzen. Die Einübung solcher Konfliktlösungsmuster ist ein wichtiges Ziel. Sie kann bereits in der Familie beginnen.

Gekonnter Umgang mit *expressiver Gewalt* von Jugendlichen: Diese Form der Gewalt geht zurück auf einen Energieüberschuß in dieser Entwicklungsphase und steht im Dienst der Ablösung von der Generation der Eltern. Der Umgang mit dieser Form der Gewalt ist deshalb so schwierig, weil sie in gewisser Weise notwendig ist für den Aufbau einer eigenen sozialen Identität der Jugendlichen. Für die expressiven Bedürfnisse von Jugendlichen sollten Übungsfelder, etwa beim Sport, geschaffen werden. In der Ethnologie wird von „Ventilsitten“ gesprochen. Gelingt dies nicht, so besteht die Gefahr, daß die Jugendlichen auf riskante Praktiken wie das S-Bahn-Surfing oder in die direkte Gewalt der Streetgangs ausweichen.

Der soziale Raum, den Schule für Kinder und Jugendliche bietet, sollte genutzt werden, um Schülern die Möglichkeit zu geben, *positive soziale Erfahrungen* zu machen. Die deutschen Schulen richten - im Vergleich etwa zu englischen - ihre Aufmerksamkeit zu wenig auf den Erwerb der öffentlichen Tugenden wie Toleranz, fair play und demokratische Umgangsformen.

Bei dem Versuch, auf Jugendliche innerhalb ihrer eigenen kulturellen Organisation positiven Einfluß zu nehmen, entsteht die Schwierigkeit, daß Jugendliche nur sehr schwer von der etablierten Erwachsenenkultur zu beeinflussen sind. Die *Jugendkultur* bemüht sich ja gerade um Abgrenzung von der Eltern- und Großelterngeneration. Vorbild ist die Peer-group.

Möglichkeiten dazu gibt es durch *Straßensozialarbeit*, die versucht, die jungen Menschen anzusprechen und die Isolierung, in der sich viele Gruppen von Jugendlichen befinden, aufzubrechen. Wichtig ist dabei, daß die gewaltbereiten Jugendlichen nicht ausgegrenzt und stigmatisiert werden. Adressat für Präventivstrategien sollten aber nicht nur die gefährdeten Jugendlichen sein, sondern das geistige Klima in der Jugendkultur insgesamt.

Inhalt

	Seite
1. Felder der Gewalt	1
1.1. <i>Familie</i>	1
1.2. <i>Schule</i>	3
1.3. <i>Kriminalität</i>	4
1.4. <i>Medien</i>	6
1.5. <i>Gewalt von Rechtsextremen</i>	8
1.6. <i>Gewalt im Straßenverkehr</i>	8
2. Definitionen und Formen der Gewalt	9
2.1. <i>Das Anwachsen der Gewalt nur ein Wahrnehmungsproblem?</i>	9
2.2. <i>Eine neue Qualität der Gewalt</i>	12
2.3. <i>Zur Definition von Gewalt</i>	13
2.4. <i>Formen der Gewalt</i>	14
3. Die Ursachen von Gewalt	16
3.1. <i>Persönlichkeitsmerkmale</i>	16
3.2. <i>Gewalt - die Folge einer „gewalttätigen Gesellschaft“ ?</i>	16
3.3. <i>Ökonomische Veränderungen</i>	17
3.4. <i>Veränderungen der Familie und der Sozialisation</i>	18
3.5. <i>Das schulische Umfeld</i>	22
3.6. <i>Von materiellen zu postmateriellen Werten</i>	24
3.7. <i>Jugendgewalt und ökonomische Strukturen</i>	27
3.8. <i>Jugendgewalt und Erziehungsstil</i>	29
3.9. <i>Gewalt - eine voraussetzungslose Universalsprache</i>	31
3.10. <i>Der Einfluß der Gelegenheitsstrukturen</i>	37
4. Zusammenfassende Empfehlungen	37
4.1. <i>Pädagogische Möglichkeiten und Grenzen</i>	37
4.2. <i>Es gibt keine Patentrezepte</i>	39
4.3. <i>Polizei und Justiz</i>	40

	Seite
4.4. <i>Soziale Kontrolle</i>	43
4.5. <i>Die Internalisierung der Norm der Gewaltfreiheit</i>	44
4.6. <i>Affektbildung</i>	45
4.7. <i>Strategien zur Erhöhung der kommunikativen Kompetenz</i>	46
4.8. <i>Ventile schaffen</i>	47
4.9. <i>Möglichkeiten in der Schule</i>	48
4.10. <i>Einfluß auf die Jugendkultur</i>	51
Literatur	54

"Ein Schüler, 16, radelt nach Hause. 'Bleib mal stehen', ruft ein etwa Gleichaltriger. Der schwächere Gymnasiast hält an. 'Gib mir deine Briefftasche', verlangt der Stärkere. Als der Radfahrer sich weigert, schlägt ihm der andere ins Gesicht, durchsucht ihn und nimmt ihm 50 Mark ab. - Ein Mädchen kann bei einem Hiphop-Konzert die Bühne nicht sehen und bittet die Vornestehenden, ein wenig zur Seite zu gehen. 'Leck mich, Schlampe', raunzt einer zurück. Die Clique des beleidigten Mädchens, kaum einer ist volljährig, fordert den Pöbler und seine Freunde auf, sich draußen zu prügeln. Auf einer Wiese treten und boxen sie sich, zehn gegen zehn - bis die ersten Messer ziehen. Sie verletzen zwei mit Bauchstichen so stark, daß die Gedärme austreten. Ein Rettungshubschrauber fliegt die beiden ins Krankenhaus. - Zwei Jugendliche schlendern abends an einem Parkplatz vorbei. Der eine bemerkt, daß sich jemand mit einem Messer an den Reifen eines Wagens zu schaffen macht. 'Was soll das?' ruft er. Der Reifenstecher zieht eine Pistole und erschießt den Jungen." (Der Spiegel 1996, 106) Diese drei Straftaten ereigneten sich nicht etwa in der New Yorker Bronx, sondern in Hannover. Sie sind nur drei Beispiele aus einer langen Kette von Gewalttaten Jugendlicher, die die Öffentlichkeit zunehmend beunruhigen.

Gewalt scheint heute allgegenwärtig: im Alltag, den Schulen, den Kindergärten, den Familien, auf der Straße und den Spielplätzen. Und die Gewalt - insbesondere die von Jugendlichen ausgeübte - scheint ständig anzuwachsen. Trifft dieser Eindruck, der vor allem in den Medien verbreitet wird, zu? Bevor wir eine Antwort auf diese Frage zu geben versuchen, wollen wir den Erscheinungsformen der Gewalt in den verschiedenen Sektoren der Gesellschaft nachgehen.¹

1. Felder der Gewalt

1.1. Familie

Bei der Gewalt in der Familie handelt es sich in der Regel um Gewalt gegen Frauen und Kinder bzw. Jugendliche. Die Familie, die als ein Hort der Eintracht und des Friedens angesehen wird, ist in Wirklichkeit - wie zahlreiche empirische Untersuchungen zeigen - der Entstehungsort vielfältiger Formen der Gewalt (Büttner/Nicklas 1984). Nähe und Vertrautheit erzeugen nicht nur wechselseitiges Verständnis, sondern ebenso Haß und Gewalt. Man könnte Mord als ein typisches Familiendelikt bezeichnen, denn weit mehr als die Hälfte der Tötungsfälle geschehen im familiären Zusammenhang oder zwischen Menschen, die eng zusammenleben. Bei der Gewalt gegen Kinder handelt es sich um ein Phänomen, das erst in der jüngeren Zeit ins Blickfeld der Öffentlichkeit gekommen ist. Auch hier ist - von der schweren Mißhandlung bis zum sexuellen Mißbrauch - wahrscheinlich

¹ Wir beziehen uns auf Studien und empirische Untersuchungen, die nahezu ausschließlich die Situation in den alten Bundesländern betreffen. Die lebensweltlichen Bedingungen in den alten und neuen Bundesländern unterscheiden sich immer noch so grundlegend, daß zum Thema Gewalt und Jugend in den neuen Bundesländern eine eigene Darstellung angemessen ist.

die Familie der Haupttatort. Dies ergibt sich vor allem aus der in der Familie leichten Verfügbarkeit abhängiger Objekte des Hasses und der sexuellen Begierden.

In der Bundesrepublik werden jährlich zwischen 1000 und 2000 Fällen von Kindesmißhandlung polizeilich registriert. Man kann davon ausgehen, daß diese Zahl nur die Spitze eines Eisberges anzeigt. Gerade bei einem Delikt wie Kindesmißhandlung ist die Dunkelziffer hoch. Der Umfang der Gewalt in der Familie läßt sich nur schwer abschätzen. Das Leben in der Familie gilt als Intimbereich; besonders dann darf nichts nach außen dringen, wenn dieses familiale Leben nicht der Ideologie der "heilen Welt" entspricht. Konflikte, Streit, körperliche Gewalt werden nach außen abgeschirmt, und es wird selbst dann noch ein intaktes Familienleben für die Umwelt gespielt, wenn die Familie bereits zerstört ist (Büttner/Nicklas 1984, 19).

Die Gewalt gegen Kinder ist insofern für unser Thema wichtig, weil in der Regel damit eine Kette der Gewalt sichtbar wird: Die Spannungen zwischen den Eltern entladen sich nur allzu leicht in Gewalt des Mannes gegen die Frau und in Gewalt der Frau gegen das Kind. Aus mißhandelten Kindern werden dann häufig gewalttätige Jugendliche. Hier ein typisches Beispiel für die familiäre Abhängigkeit der Familienmitglieder und die sich daraus entwickelnde Gewalt:

"Stephanie Klinger ist erst 22 Jahre alt, von Beruf Gärtnerin, eine auffallend hübsche und blasse junge Frau mit langen dunklen Haaren. Ihre beiden Töchter, Sabine und Andrea sind ihr wie aus dem Gesicht geschnitten, zart und hellhäutig und ein bißchen zu klein für ihre drei und vier Jahre. Wunschkind, sagt sie mit lebhafter Gestik, seien beide nicht gewesen, der werdende Vater, ihr Noch-Ehemann, habe bei jeder Schwangerschaft beharrlich auf eine Abtreibung gedrängt, 'aber ich habe mich total auf die Kleinen gefreut'. Bis zur Geburt der zweiten Tochter. 'Wenn eine in der Küche brüllte, fing die andere im Schlafzimmer an', erinnert sich Stephanie Klinger an eine dieser Situationen, in denen sie die Nerven verlor, 'dieses Stereoschreien habe ich nicht ausgehalten. Ich wollte, daß Ruhe ist, ich habe gebrüllt, das hat natürlich nichts geholfen, und irgendwann bin ich ausgerastet' - bis die beiden Töchter, kurz vor Weihnachten, ins Harlachinger Krankenhaus eingeliefert werden mußten, eine mit einer Platzwunde am Kopf, die andere mit grünen und blauen Flecken am ganzen Körper, auch im Gesicht" (SZ vom 7./8.10.1995, S. 3). Von Stephanie Klinger wird in diesem Artikel auch berichtet, wie sie selber vergeblich nach Hilfe suchte und gleichzeitig ihrem depressiven Partner eine Hilfe sein sollte.

Geschlagene Menschen neigen in höherem Maße dazu, die ihnen angetane Gewalt weiterzugeben und ihrerseits Gewalt gegen andere, meist schwächere, auszuüben. Neu oder zumindest steigend dürfte dagegen die offene Gewalt von Kindern und Jugendlichen gegen ihre Eltern sein. Hierzu gibt es kaum Daten. Aber es gibt Anzeichen dafür, daß mit der Erosion der bürgerlichen Sitten und dem Schwinden der christlichen Moral ("Du sollst deine Eltern ehren"), also der Abbau des Tabus, die Eltern zu schlagen, zusammen mit der

zunehmenden Emanzipation der Jugendlichen von der Familie diese Form der Gewalt stärker werden dürfte (vgl. Zeltner 1993). Die Kinder schlagen zurück oder leiden stumm.

In Frankreich wurde dieses Problem schon in den 80er Jahren diskutiert (Chartier 1983). Der Spiegel griff damals das Thema auf und zitierte den Hamburger Jugendpsychiater Thomas von Villiez: „Die Hemmschwelle für Gewalttätigkeit ist oftmals stark gesunken: Kinder treten, piesacken die Eltern und kehren die Hierarchie in der Familie um“ (Der Spiegel 1983, 51). Die französischen Autoren J.-P. und L. Chartier fanden, daß gerade in scheinbar ganz normalen Familien der Mittel- und Oberschicht nicht selten die Kinder die Macht übernommen haben und ihre Tyrannei oft handgreifliche Formen annimmt (Chartier 1983).

1.2. Schule

Besondere Aufmerksamkeit erregen Berichte über das Ansteigen der Gewalt in der Schule: "Die Erscheinungsformen von Gewalt in der Schule reichen von Disziplinlosigkeit im Unterricht, verbalen und physischen Attacken gegenüber Lehrern und Mitschülern, Regelverletzungen, Schulschwänzen, Zerstören von Schuleigentum (Vandalismus), Diebstahl, Raub und Erpressung bis hin zu Auseinandersetzungen zwischen rivalisierenden Jugendbanden und Schlägereien mit ausländischen Jugendlichen." (Bründel/Hurrelmann 1994, 5) Dieser Aufzählung ist noch eine neue Form der Gewalt hinzuzufügen, die Schutzgelderpressung.

Bei der Wetzlarer Polizei wurde im Januar 1996 eine "Arbeitsgruppe Gewalttäter an Schulen" gebildet. Nach zehn Wochen wurde Bilanz gezogen: 29 mal wurde Anzeige erstattet, gegen 25 Personen wurde ermittelt. Die Mehrzahl der Beschuldigten seien Schüler zwischen 14 und 16 Jahren. Bei Schülern unter 16 Jahren seien zudem drei Schreckschußwaffen sichergestellt worden. (FR, Ostern 1996)

Dabei ist es in der Regel immer nur eine kleine Gruppe von Jugendlichen, die gewalttätig ist. Aber diese Jugendlichen können ihre Klasse oder sogar die ganze Schule terrorisieren und ihre Lehrer in Angst und Schrecken versetzen. Zu der körperlichen Gewaltanwendung kommt in der Regel noch psychischer Terror, etwa wenn Mitschülern Gewalt angedroht wird, um sie gefügig zu machen, das Lächerlich-Machen oder das Verspotten. Dieses Thema ist u. a. mit großen Erfolg mehrfach verfilmt worden (Saat der Gewalt, Klasse von 1984), so daß man davon ausgehen kann, daß hier nicht nur ein Gewaltthema angeschnitten wird, das Jugendliche in ihren Lebensäußerungsformen betrifft, sondern auch ein institutionelles Problem zur Darstellung kommt (vgl. Büttner 1990). Daß unter solchen Verhaltensweisen vor allem die (körperlich) schwächeren Schüler und die jeweiligen Außenseiter einer Klasse zu leiden haben, liegt auf der Hand. Dies gilt auch beim Terror gegen Lehrer: In der Regel ist es nicht der autoritäre, "strenge" Lehrer, gegen den sich die Angriffe richten, sondern eher sich sozialintegrativ bemühende, als "schwach" angesehene Lehrer.

Solche Verhaltensweisen zwischen den Schülern und im Umgang mit den Lehrern hat es schon immer gegeben. Es fragt sich, ob das Schulklima, der Umgangsstil, in dem die Schüler untereinander und mit dem Lehrer verkehren, sich geändert hat. Ist eine Auflösung der Regeln und Normen zivilen Umgangs und eine Brutalisierung der Beziehungen festzustellen? Immerhin wiederholt sich von Generation zu Generation die Besorgnis der Erwachsenen, ob sich die Jugendlichen, für die sie verantwortlich sind, nicht verletzen oder schädigen (etwa das heute unter Jugendlichen weit verbreitete „piercing“). Von den eher modischen Begleiterscheinungen jugendlicher Kultur ist es nur noch ein kleiner Schritt zur Anwendung körperlicher Gewalt (vgl. Büttner 1997).

1.3. Kriminalität

Das Anwachsen der Jugendkriminalität ist unübersehbar. Werden generell schon dreiviertel aller Straftaten von 14-25jährigen begangen, so liegt der Anteil bei Gewaltdelikten noch höher. Jugendliche sind überproportional an der Gewaltkriminalität beteiligt; Gewaltkriminalität ist ein Jugenddelikt - mit steigender Tendenz. So hat nach der hessischen Polizeistatistik von 1995 der Raub im Vergleich zum Vorjahr um 13,1% zugenommen. Der Anstieg ergibt sich vor allem beim Straßenraub - und hier wiederum nicht etwa beim klassischen Handtaschenraub, sondern bei Überfällen von Jugendlichen auf Jugendliche. Mountainbikes, bestimmte Markenturnschuhe oder -jacken und auch Monatsfahrkarten sind das Ziel dieser Täter, wie der Chef des Hessischen Landeskriminalamtes berichtet. 65% aller beim Straßenraub ermittelten Verdächtigen waren unter 21 Jahre alt, in 70% der Fälle haben sie in Gruppen gehandelt. (FR, 13.2.1996) Bemerkenswert ist die Tatsache, daß die Täter immer jünger werden. So ist der Anteil der noch nicht strafmündigen Jugendlichen, also derjenigen unter 14 Jahren, überproportional angewachsen.

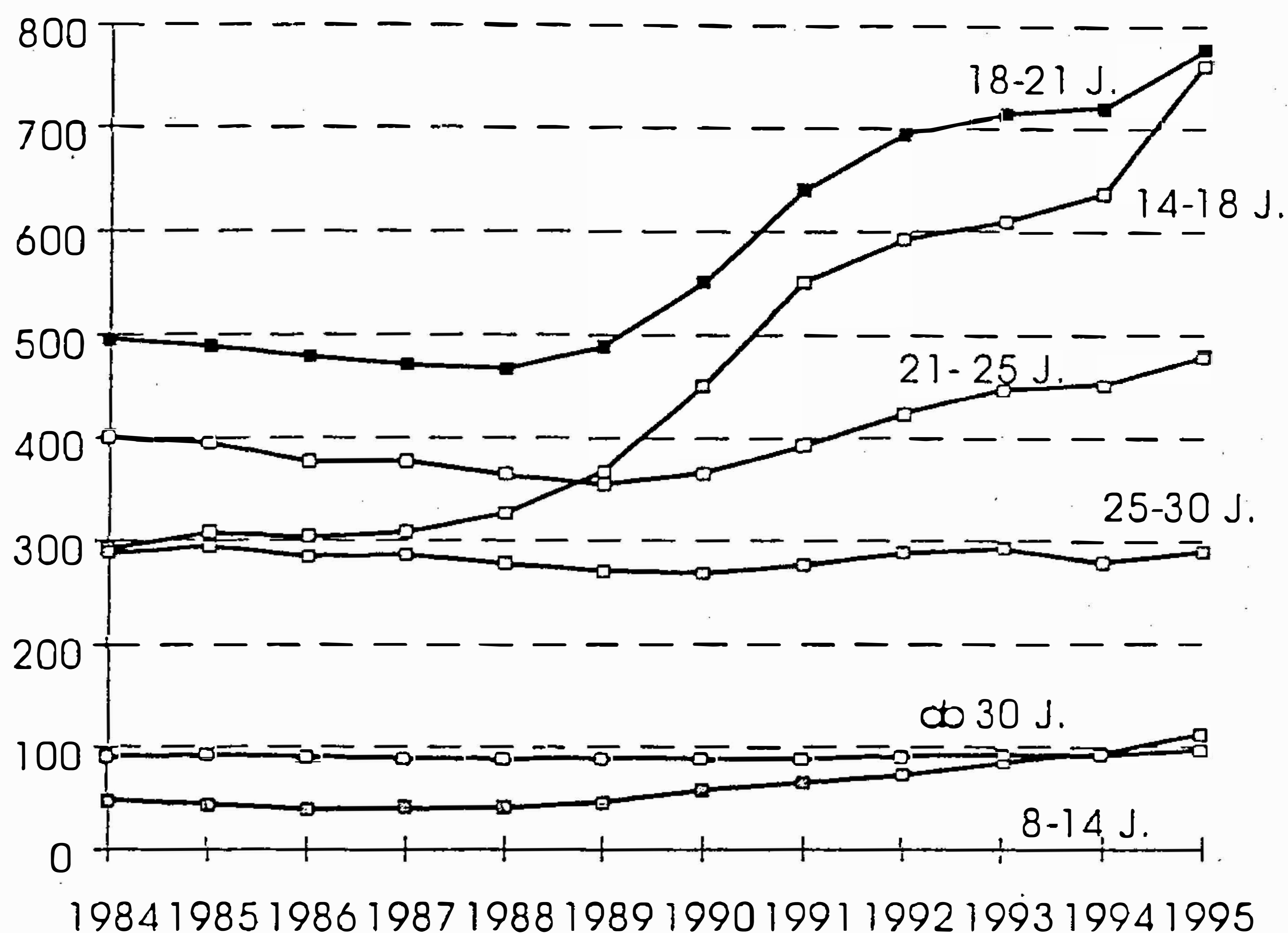
Nach Angaben des Deutschen Kinderhilfswerks ist die Kinderkriminalität dramatisch angestiegen. Von 1990-1995 habe die Zahl der Delikte um rund ein Drittel auf insgesamt 125.000 Fälle zugenommen. Bei den Strafdelikten von Kindern bis 14 Jahre gehe es in jeweils 41 Prozent der Fälle um Diebstahl und Sachbeschädigung und bei 18 Prozent um Körperverletzung. (FR 25.3.1996)

Dies ist auch der Tenor eines Berichtes aus Hamburg: „‘Die Gewaltbereitschaft unter den Jugendlichen nimmt immer mehr zu’, beklagt Wolfgang Dürre vom Landeskriminalamt Hamburg. ‘Immer mehr junge Straftäter sind bewaffnet, ob mit Messern, Knüppeln oder sogar Schußwaffen.’ Besorgniserregend sei vor allem, daß viele Jugendliche auch bereit seien, diese Waffen einzusetzen. Sorgen bereite ferner der hohe Anteil der unter 21jährigen bei den Tatverdächtigen im Bereich der Gewaltdelikte. Dieser Anteil sei in den vergangenen zehn Jahren in der Hansestadt um 40 Prozent gestiegen, bei sonstigem Raub liege er bei 70 Prozent. ‘Besonders auffällig ist die Entwicklung bei den 14- bis 17jährigen’, berichtet der Kriminalist. ‘Vor zehn Jahren gehörte noch jeder 1096. deutsche Tatverdächtige im Bereich des sonstigen Straßenraubes dieser Altersgruppe an, heute ist es jeder 177.’ Bei

den ausländischen 14- bis 17jährigen sei der Anteil noch höher. Mit speziellen Jugendbeauftragten und Jugendschutztrupps versucht die Hamburger Polizei seit einigen Jahren, an sozialen Brennpunkten der wachsenden Jugendkriminalität Einhalt zu gebieten.“ (Offenbach-Post, 8./9. Februar 1997)

Die hohe Beteiligung von Jugendlichen an Gesetzesverstößen gilt nicht nur für die Gewaltkriminalität, sondern allgemein: Fast ein Drittel der Jugendlichen unter 29 Jahren ist schon einmal mit dem Gesetz in Konflikt gekommen. In der Kampffront Jugendliche - Gesellschaft spiegelt sich der entwicklungspsychologische Anteil am Gewaltproblem, der Antagonismus von Kindheit und Erwachsenenheit (vgl. Erdheim 1988). Auch hier gibt es zu bedenken, daß es sich dabei zum Teil um "normale" Probleme handelt, die bei dem Hineinwachsen der jungen Menschen in die Gesellschaft auftreten und die verschwinden, wenn der junge Mensch in das Berufsleben eintritt und eine feste Freundin hat, also gewissermaßen auf das andere Ufer, das des Erwachsen-Seins gewechselt ist. Dies lassen die empirischen Untersuchungen zur Jugendgewalt vermuten, so z. B. eine Untersuchung der Fußballfans und ihrer Gewaltszene (Matthesius 1992).

In der Entwicklung von Gewalt und Kriminalität bei Jugendlichen lassen sich drei Phasen unterscheiden: "(1) Einen mehr oder weniger kontinuierlichen, längerfristig starken Anstieg in den quantitativ wichtigsten Deliktbereichen während der sechziger und siebziger Jahre; (2) eine gewisse Stabilität auf hohem Niveau während der achtziger Jahre, die auch durch die veränderte Altersstruktur der Bevölkerung mitbedingt gewesen ist; (3) einen deutlichen Anstieg in den neunziger Jahren" (Lösel 1993, 117).



Die Entwicklung der Zahl der Tatverdächtigen bei Gewaltdelikten nach Altersgruppen, bezogen auf jeweils 100.000 der Wohnbevölkerung der Bundesrepublik-West einschließlich Berlin (Friedrich-Ebert-Stiftung 1996, 103)

Verfolgt man die Kriminalstatistik weiter zurück, so zeigt sich, daß der Anstieg der Jugendkriminalität bereits im vorigen Jahrhundert einsetzt. War die Zahl der verurteilten Erwachsenen im alten Deutschen Reich und der Bundesrepublik von 1885 bis 1975 nahezu konstant, nämlich gut 1.000 Verurteilte pro 100.000 Einwohner, so stieg die Zahl der verurteilten Jugendlichen (ebenfalls pro 100.000 Wohnbevölkerung) von 559 (1885) über 733 (1905) auf 1.372 (1960) und 1.975 (1982) (Hellmer 1978, 13). In ähnlicher Weise stieg die Zahl der Verurteilten bei den Heranwachsenden. Solche Statistiken über so lange Zeiträume zu erstellen, ist methodisch problematisch, aber sie können den allgemeinen Trend zeigen.

Ausländische Jugendliche haben einen erheblichen Anteil an der Entwicklung der Kriminalitätszahlen in den letzten Jahren. Während bei den deutschen 14-20jährigen die Zahl der Diebstahldelikte von 1990 bis 1993 um etwa 20% gewachsen ist, lag die Steigerungsrate bei ausländischen Jugendlichen und Heranwachsenden bei etwa 45%, bei Gewaltkriminalität lag die Steigerung bei deutschen bei 25%, bei ausländischen Jugendlichen und Heranwachsenden bei 30% (Lösel 1993, 117). Diese Entwicklung hat sich fortgesetzt.

Dies ist nicht verwunderlich, leben doch die ausländischen Jugendlichen in der Regel in schwierigen sozialen und ökonomischen Verhältnissen, ihre Ausbildung ist in der Regel niedriger, ihre Arbeitslosigkeit höher als bei gleichaltrigen Deutschen. Herrmann Tertilt, der türkische Jugendlichenbanden untersucht hat, kommt zu dem Schluß, daß die meisten der ihm bekannten ausländischen Jugendlichen sich mit den Gewalt- und Straftaten der Bandenmitglieder identifizieren: "Dennoch stellte straffälliges Handeln nur einen Bruchteil der Bandenaktivitäten dar. Freundschaft und Solidarität, Respekt und Anerkennung, Männlichkeit und Mut, Mädchen und Musik oder Fußball und Billard waren für den Gruppenalltag ebenso bestimmend wie eine manchmal nahezu unerträgliche Langweile" (Tertilt 1996, S. 9)

1.4. Medien

Zu dem Eindruck eines Anwachsens der Gewalt in den modernen Gesellschaften trägt wesentlich das Fernsehen bei. Aggression und Gewalt ist im Fernsehen in zwei Formen ständig präsent: einmal als (scheinbares) Abbild der Realität in Berichten von Kriegen, Bürgerkriegen und Kriminalität; dann in der Form fiktionaler Gewalt in Filmen, Western, Krimis, Comics.

Im deutschen Fernsehen wurde im Jahr 1991 täglich die Tötung von etwa 70 Menschen gezeigt, das sind auf das Jahr hochgerechnet 25.000 Morde. Eine Studie über das Gewaltprofil der Fernsehsendungen aus dem Jahr 1979 ergab, daß 70% aller Programme zwischen 20.00 und 23.00 Uhr Gewaltdarstellungen enthalten. Eine Studie im Auftrag der Landesanstalt für Rundfunk Nordrhein-Westfalen, die die Programme von ARD, ZDF, RTL, Sat1, Tele5 und Pro 7 untersucht hat, kam zu dem Ergebnis, daß in der Hälfte der er-

faßten Sendungen aggressive und bedrohliche Handlungen vorkamen. Die überwiegende Zahl kommt in fiktionalen Darstellungen vor, die Nachrichten- und Dokumentationssendungen sind nur mit etwa 15% beteiligt (Daten nach Winterhoff/Spurk 1996, vgl. auch Groebel 1993).

Zu der Fernsehgewalt gibt es zwei Interpretationen. Die erste, vor allem von Fernsehjournalisten vertreten, sieht im Fernsehen einen Spiegel unserer Welt. Wenn in der Realität Mord, Krieg und Terror vorkomme, so dürften die Massenmedien dies nicht verschweigen. Mit einem geschönten Bild sei niemandem gedient.

Die zweite Interpretation macht das Fernsehen mitverantwortlich für die Gewalt in der Realität. Durch das ständige Zeigen von Gewalt - nicht nur in den Nachrichten- und Magazinsendungen, sondern auch in den fiktionalen Sendungen - ergäben sich, vor allem bei Jugendlichen, Nachahmungs- oder doch zumindest Gewöhnungseffekte, die Gewalt als eine "normale" Interaktionsform zwischen Menschen erscheinen lasse. Der Übergang von fiktional zu dokumentarisch wird vor allem dort fließend, wo Nachrichten regelrecht inszeniert werden und die Bildauswahl sich an dramaturgischen Momenten wie Kameraführung und Bildschnitt orientieren, die den fiktionalen analog sind. So wurde z. B. eine Szene aus Beirut, in der die Kamera eine Frau verfolgte, die während der Straßenkämpfe versuchte, eine Straße zu überqueren, im Stil eines Wild-West-Dramas dargestellt, die dem Zuschauer die Spannung suggerierte, ob sie es schaffen würde, unverletzt anzukommen oder nicht. Darüber hinaus werden in Ermangelung von authentischem Bildmaterial häufig Archivszenen gewählt, von denen man annimmt, daß sie der Gewaltdramaturgie entsprechen. Man kann sich gut vorstellen, daß diese Darstellungsarten auch unter Journalisten nicht unumstritten sind.

Über die Frage, ob die im Fernsehen gezeigte Gewalt einen Nachahmungseffekt bei Jugendlichen hat oder ob sie zumindest Jugendliche daran gewöhnt, in der Gewalt ein normales Phänomen des Lebens zu sehen, ist in den letzten Jahrzehnten heftig gestritten worden. Jetzt scheint sich zum ersten Mal seit 30 Jahren in der Massenkommunikationsforschung eine konsensuale Einschätzung herauszubilden. Offensichtlich wirkt sowohl reales als auch fiktionales Gewalthandeln im Fernsehen in der Richtung, daß in der Gewalt ein „generalisierter Problemlöser“ gesehen wird (Kaase 1995, 35). Es besteht beim Fernsehkonsum bei bestimmten Jugendlichen ein sich selbst verstärkender Prozeß: Violente Medieninhalte produzieren aggressive Phantasien, die wiederum zu verstärkten Konsum von Gewaltsendungen führen (Kunczik 1995, 101). Am Ende kann dann eine „subjektive Gewaltdoktrin“ stehen, die das reale Handeln beeinflusst (vgl. S. 10). In jedem Fall aber führen die Gewaltinhalte bei den Zuschauern - einerlei ob Jugendliche oder Erwachsene - zu einer pessimistischeren Einschätzung der Realität als sie eigentlich sein müßte.

1.5. Gewalt von Rechtsextremen

Auf die Frage der rechtsextremen Gewalt wollen wir hier nur kurz eingehen, da wir dieses Problem an anderer Stelle ausführlich behandelt haben (Nicklas/Ostermann 1994). Auch diese Gewalt wird vor allem von Jugendlichen ausgeübt. Über zwei Drittel der Täter sind unter 20 Jahren.

Rechtsextreme Gewalt gab es zwar auch in den ersten vier Jahrzehnten der Bundesrepublik, aber erst Ende der 80er Jahre stieg sie dramatisch an. Die Jugendgewalt in den ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik war eher ein unpolitischer Jugendprotest (Halbstarke, Rocker), dann, seit Ende der 60er Jahre, waren die Gewaltaktionen von linken Theorien inspiriert, etwa die Gewalttaten in der Folge der Studentenbewegung in den 70er und der Hausbesetzerszene in den 80er Jahren. Richtete sich die linke Gewalt gegen die "Mächtigen" und "Starken" der Gesellschaft, so wurden zu Beginn der 90er Jahre die "Schwachen" Ziel der Gewalt. Es waren ja nicht nur die Zuwanderer, die Opfer der Gewalt wurden, sondern auch Behinderte und andere als schwach wahrgenommene Randgruppen der Gesellschaft.

Das Ansteigen der exzessiven fremdenfeindlichen Gewalt seit dem Jahr 1991 geht u. a. auch auf die Darstellung der Ereignisse in Hoyerswerda und Rostock zurück. Sie bot Vorbilder für weitere rechtsextreme Gewalttaten. Die polizeilichen Untersuchungsprotokolle, die Willems und Eckert untersucht haben, bieten dafür viele Anhaltspunkte. So erwähnen Straftäter in den Verhören immer wieder, welche Vorbildfunktion vorausgegangene Taten für sie hatten. Die Ereignisse von Hoyerswerda und Rostock-Lichtenhagen "hatten wahre Mobilisierung- und Rekrutierungseffekte hinsichtlich fremdenfeindlicher und rechter Gewalttaten und haben zu einer Intensivierung und Verstetigung von Gewaltereignissen über Wochen hinweg geführt." (Willems 1993, 128) Auch die Statistik zeigt den Zusammenhang zwischen den spektakulären Gewalttaten und den Spitzenwerten der fremdenfeindlichen Straftaten (Nicklas/Ostermann 1994, 22).

1.6. Gewalt im Straßenverkehr

Der Straßenverkehr wird von sehr vielen Menschen als zunehmend brutaler wahrgenommen. "'Gewalt' im Straßenverkehr meint all jene offenen und latenten Aggressions-Effekte, die sich in Ungeduld, in repressiver, rücksichtsloser und bedenkenloser Fahr- oder Gehweise äußern und nicht nur zu mehr oder minder schweren Unfällen führen, sondern auch zu gefährlichen Situationen, damit letztlich zu einer risiko- und gefahrenträchtigen Gesamtsituation. Dabei muß man sowohl mit absichtlichem Gewaltverhalten rechnen wie auch mit Effekten struktureller Gewalt." (Eid 1996, 84)

Jugendliche sind an dieser Situation in hohem Maße beteiligt. Der starke Anstieg der Zahl der Personenwagen in den letzten 20 Jahren ist vor allem dadurch entstanden, daß junge

Menschen in der Regel mit 18 Jahren den Führerschein erwerben und den Besitz eines Autos anstreben. Für junge Menschen besitzt das Auto eine andere Funktion als für Berufstätige und die Familie. Dient es hier vor allem zur Fahrt zum Arbeitsplatz, zu Einkäufen, Transport der Kinder und zur Urlaubsfahrt, hat also überwiegend eine praktisch-funktionale Bedeutung, so ist das Auto für junge Menschen in stärkerem Maße Symbol für Freiheit und Lebensweise. Natürlich überschneiden sich die unterschiedlichen Funktionen. So ist auch für viele Erwachsene das Auto Statussymbol. Mehr noch: Am Auto entzünden sich auch bei Erwachsenen zunehmend Formen von Gewalt gegen Einschränkungen der (Fahr-)Freiheit und der Ohnmacht gegenüber objektiven "Stau"verhältnissen. Aber bei Jugendlichen ist die expressive Funktion des Autos oder Motorrads deutlich stärker ausgeprägt. Es sei z.B. auf die nächtlichen Wettrennen von Jugendlichen verwiesen. Daß das Motorrad heute immer mehr das Ziel der Wünsche junger Menschen - zunehmend auch der Mädchen - ist, unterstreicht diese expressive Funktion.

2. Definitionen und Formen der Gewalt

2.1. *Das Anwachsen der Gewalt nur ein Wahrnehmungsproblem?*

Welche Schlüsse lassen sich nun in bezug auf die Frage, ob wir uns einer Eskalation der Gewalt von Jugendlichen gegenübersehen, ziehen? Ist das Gewaltszenario, das die Medien zeichnen, zutreffend?

Vergleicht man diese Meinung mit den Auffassungen von Experten, dann zeigt sich ein ganz anderes Bild. So schreibt zusammenfassend Konrad Hilpert: "Die Auskunft der Fachleute, daß - zumindest aufs Ganze gesehen - die quantitative Menge an Gewalt in der Gesellschaft wohl kaum größer sein dürfte als früher, schließt nämlich weder aus, daß Gewalttätigkeit in *bestimmten* Bereichen, etwa im Verhältnis zu Ausländern, zugenommen hat, noch, daß es eine neue *Qualität* und erst recht neue *Bedingungsbeziehungen* von Gewalt gibt" (Hilpert 1996, 16). Heidrun Gründel und Klaus Hurrelmann gehen in bezug auf die Schule ebenfalls davon aus, daß eine quantitative Zunahme der Gewalt nicht angenommen werden kann: "Aus den jüngsten schulbezogenen Studien geht hervor, daß von einer Zunahme aggressiver und gewaltförmiger Handlungen in der Schule 'auf breiter Front' wohl nicht gesprochen werden kann, daß es jedoch dennoch eine Minderheit erheblich problembelasteter Schüler gibt, die zur Gewalt neigen" (Gründel/Hurrelmann 1994, 5).

Diese Auffassung wird dadurch bestätigt, daß in regelmäßigen Abständen über das Anwachsen der Gewalt an den Schulen geklagt wird. So stellte die pädagogische Zeitschrift „betrifft: Erziehung“ im Jahr 1976 Berichte von Lehrern über den rapiden Anstieg der Schüलगewalt zusammen (1976, H. 7, 32 ff.). Hartmut und Thilo Castner schreiben 1978: „In den bundesdeutschen Schulen läßt sich seit geraumer Zeit ein beträchtliches Anwachsen von aggressivem Verhalten registrieren. Schüler erleben ihre Schule als Kampfarena...“

(Castner 1978, 41). Man könnte geradezu von einem stereotypen Topos der „Verrohung der Jugend“ sprechen, der seit Aristoteles und Cicero immer wieder auftaucht.

Das Frankfurter Staatliche Schulamt hat im Jahr 1991 eine Untersuchung an allen Frankfurter Schulen durchgeführt. Das Ergebnis war, daß in den meisten Schulen keine gravierende Zunahme von Gewalt im Sinne kriminellen Verhaltens festgestellt wurde. Wo Gewalt unter den Schülern bzw. in der Schule auftritt, handelt es sich um Einzelercheinungen. Allerdings wurde von Fällen großer Brutalität, die keine Hemmschwelle mehr kennt und die zu teilweise schweren körperlichen und seelischen Verletzungen führten, berichtet. (Staatliches Schulamt der Stadt Frankfurt a.M. 1991)

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch eine Fragebogen-Untersuchung der Hamburger Ämter für Jugend und Schule im Jahr 1992, wenn auch fast zwei Drittel der Schulen angeben, daß die verbale Aggression zugenommen und bei körperlichen Auseinandersetzungen zwischen Schülern die Brutalität größer geworden sei. (Behörde für Jugend, Schule und Berufsbildung - Ämter für Jugend und Schule in Hamburg 1992)

Schließlich soll noch auf eine Untersuchung der Universität Bielfeld verwiesen werden, der Berichte aus 430 hessischen Schulen zugrunde lagen. Hier ist die eindeutig häufigste Form der Gewalt, von der die Schulen berichten, Sachbeschädigung und Vandalismus. Daneben spielen andere Formen der Gewalt wie Schutzgelderpressung (5%) und gewalttätige Auseinandersetzungen zwischen Schülergruppen (4,6%) quantitativ eine deutlich geringere Rolle. Unterschiedlich äußerten sich die Schulleitungen, ob bestimmte Formen des abweichenden Verhaltens in den letzten fünf Jahren eher zu- oder abgenommen haben. Die Anzahl der Fälle von Nötigung und Diebstahl ist nach Auffassung der Schulleitungen eher gleich geblieben, bei Sexualdelikten wird eher eine Abnahme, bei Körperverletzung und Vandalismus eher eine Zunahme festgestellt. (Tillmann/Meier 1994)

Auch für die neuen Bundesländer scheint die These von einem dramatischen Anstieg der Jugendgewalt nicht ohne weiteres unterstellt werden zu können. So schreiben Thomas Claus und Detlev Herter, die eine Untersuchung an Magdeburger Schulen durchgeführt haben, sie könnten aufgrund ihrer empirischen Ergebnisse „die Hypothese von der höheren Gewaltbereitschaft der heutigen Jugend gegenüber früheren Jugendgenerationen sowie anderen Altersgruppen der Gesellschaft in dieser Absolutheit und Undifferenziertheit“ nicht teilen (Claus/Herter 1994, 13).

Für viele Jugendgruppen ist, wie die Jugendstudie von Gerhard Schmidtchen zeigt, eine „subjektive Gewaltdoktrin“ charakteristisch (Schmidtchen 1997, 288). Zu dieser subjektiven Gewaltdoktrin gehöre eine allgemeine Gewaltbereitschaft, die Auffassung, daß Gewalt eine sinnvolle Strategie sei, der Gedanke, es sei legitim, Legalitätsgrenzen zu überschreiten, Vergeltung zu üben und schließlich eine allgemeine und unspezifisch wirkende Vandalismustendenz.

Die empirischen Befunde dieser Untersuchung scheinen zunächst Bekanntes zu bestätigen: Junge Männer haben eine ausgeprägtere Gewaltdoktrin als junge Frauen, in den jüngeren Altersgruppen und den einfachen Bildungsschichten ist die Gewaltdoktrin verbreiteter. Weiter: Die Tendenz zur Gewaltdoktrin ist an den Rändern des politischen Spektrums sehr viel ausgeprägter als in der Mitte.²

Die quantitative Verbreitung der Gewaltdoktrin sei - so die Studie - sehr: Ein Drittel der Jugendlichen in den neuen Bundesländern und ein Fünftel in der ehemaligen Bundesrepublik hege Phantasien mit destruktiven Handlungsmustern (Schmidtchen 1997, 293).

Die empirischen Befunde sind also widersprüchlich. Aber ein dramatisches Ansteigen der Gewalt kann aus ihnen nicht abgelesen werden. Man muß wahrscheinlich davon ausgehen, daß nicht der Umfang der Gewalt entscheidend zugenommen hat, sondern daß unsere Aufmerksamkeit für Gewalt schärfer geworden ist. Verschiedene Formen der Gewalt treten in unser Bewußtsein, die es früher sicher auch gab, aber die erst heute von uns wahrgenommen werden. Dies ist ganz deutlich bei der Gewalt gegen Frauen und Kinder. So wird das Thema Gewalt gegen Kinder erst seit Ende der 60er Jahre in den USA und seit den 70er Jahren in Europa diskutiert. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß es diese Formen der Gewalt früher nicht gegeben hat. In der führenden familiensoziologischen Zeitschrift "Journal of Marriage and the Family" erscheint von der Gründung der Zeitschrift im Jahr 1939 bis zum Jahr 1969 kein einziger Aufsatz mit dem Stichwort "Gewalt" im Titel. Danach häufen sich Aufsätze, die Gewalt gegen Kinder und Gewalt in der Familie thematisieren. (Büttner/Nicklas 1984)

Diese Thematisierung des Gewaltproblems und die Sensibilisierung für Gewalt hat auch augenscheinlich bewirkt, daß in einigen Sektoren der Gesellschaft die offensichtliche Gewalt *abgenommen* hat. Dies gilt beispielsweise für die Gewalt der Lehrer gegen die Schüler. Adorno konnte noch 1965 vom Rohrstock als dem Symbol des Lehrers sprechen (Adorno 1965). In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gab es noch Szenen von unbeschreiblicher körperlicher Grausamkeit in den Klassenzimmern; Schüler wurden über die Bank gelegt und mit dem Stock verprügelt, oder: Schüler mußten die Hände mit den Fingerkuppen nach oben dem Schlag mit dem Rohrstock präsentieren. An die Stelle dieser brutalen Züchtigung sind sicher andere Formen der Disziplinierung getreten, Formen der psychischen Gewalt, gewissermaßen wissenschaftlich auf der Höhe der Zeit, aber die körperliche Züchtigung ist in den Schulen zurückgetreten. Das gilt sicher auch für die Familien, insbesondere der Mittelschicht: Die Erziehungsliteratur, die junge Mütter und Väter heute lesen - auch wenn sie sich nicht immer daran halten - spricht dafür. In dieser Literatur, die wissenschaftliche Ergebnisse aus Pädagogik und Psychologie popularisiert, wird nahezu einhellig die körperliche Züchtigung von Kindern abgelehnt. So haben Erziehungszeitschriften wie "Eltern" hohe Auflagen und werden nicht nur von Mittelschichteltern gelesen. Diese Literatur gibt es erst seit den 60er und 70er Jahren; vorher war man der Mei-

² Dieser Befund relativiert das Schlagwort, die Gewalt käme „aus der Mitte der Gesellschaft“.

nung, daß jeder erziehen könne und daß ohne eine gelegentliche Tracht Prügel aus einem Menschen nichts Ordentliches werden würde. Sicher zeigt dies zunächst nur einen Normenwandel an, aber mit den Normen ändert sich - zwar langsamer - auch die Realität.

Aus solchen Überlegungen folgt, daß offensichtlich in unserer Gesellschaft zwei gegenläufige Tendenzen wirksam sind: einerseits eine höhere Sensibilität für Gewalt und deren Tabuisierung. Andererseits aber sind Tendenzen, die Gewalt begünstigen, nicht zu übersehen.

2.2. Eine neue Qualität der Gewalt

Wenn auch die Fakten über das Anwachsen der Gewalt keine eindeutige Interpretation zulassen, so sind sich jedoch die Forscher in einem Punkt einig: Selbst bei denjenigen, die davon ausgehen, daß quantitativ die Zahl der Gewaltakte nicht zugenommen habe, herrscht Übereinstimmung darüber, daß sich qualitativ die Formen der Gewalt verändert haben. Vor allem vier Aspekte werden genannt:

1. Die zunehmende Brutalisierung der Gewaltakte von Jugendlichen. Vor allem Lehrer und Erzieher berichten von einer Eskalation in der Anwendung von Gewalt. "Schlagringe treten an die Stelle von Fäusten, Tränengaspistolen werden als Kampfmittel eingesetzt" (Hornstein 1996, 20). Vom am Boden liegenden, wehrlosen, verletzten Opfer wird nicht abgelassen, es wird noch getreten und geschlagen. Die Regeln eines fairen Kampfes gelten bei diesen Tätern nicht mehr.
2. Die Gewalttäter werden immer jünger. War Jugendgewalt in den 50er und 60er Jahren vor allem ein Problem der "Halbstarken", also der 15- bis 18-Jährigen, so wird heute zunehmend auch von zehn- bis zwölfjährigen Gewalttätern berichtet.
3. Die Gewalttat wird vornehmlich durch Gruppen oder aus Gruppen heraus verübt. Dies ist nicht nur bei den rechtsextremen Gewaltakten von Jugendlichen der Fall, sondern auch bei kriminellen Handlungen auf den Straßen. Dies ist offensichtlich Folge der Verschiebung der Lebenswelt von Jugendlichen; nicht mehr die Familie, sondern die peer group ist die Orientierungsinstanz junger Menschen.
4. Die Opfer der Jugendgewalts sind zunehmend die "Schwachen" der Gesellschaft, also körperlich, geistig oder sozial schwächere Menschen. Diese Randgruppen wie Obdachlose, Behinderte, aber auch soziale Außenseiter und Angehörige ethnischer Minoritäten werden wahrscheinlich deshalb ausgewählt, weil die Täter davon ausgehen, daß bei diesen Menschen wenig Gegenwehr zu erwarten ist und die Täter sich ihres Erfolges sicher sein können. Zugleich wertet die Gewalttat den Täter, der sich oft selbst schwach fühlt, auf.

Wir wollen im Folgenden die theoretischen Ansätze zur Erklärung der Entstehung von Gewalt etwas genauer untersuchen und fragen, ob sie die Grundlage für Handlungskonzepte gegen Gewalt und Ideen zur Prävention liefern können. Wir werden zunächst den Gewaltbegriff diskutieren, dann uns der genaueren Untersuchung verschiedener gesellschaft-

licher Felder zuwenden, in denen heute die Frage nach dem Umgang mit Gewalt stärker als früher gestellt wird, um schließlich einige konkrete Handlungsperspektiven aufzuzeigen.

2.3. Zur Definition von Gewalt

In der öffentlichen Diskussion wird unter Gewalt in der Regel die körperliche Verletzung oder Überwältigung eines Menschen verstanden. Aber neben dieser verletzenden Gewalt gibt es auch subtilere Formen der Schädigung eines Menschen, also etwa das psychische Quälen eines Menschen. In der Diskussion um den Gewaltbegriff stehen sich zwei Positionen gegenüber. Eine Gruppe von Autoren geht von einem engen Gewaltbegriff aus, der sich an der körperlichen, verletzenden Gewalt orientiert. So etwa die Gewaltkommission der Bundesregierung, die Gewalt definiert als die "zielgerichtete, direkte physische Schädigung von Menschen durch Menschen". Ferner müsse man, dem Gewaltverständnis in der Bevölkerung folgend, den "körperlichen Angriff auf Sachen" einbeziehen (Schwind 1989, I, 36).

Diesem restriktiven Gewaltbegriff steht eine extensive Definition von Gewalt gegenüber. Neben der physischen Gewalt gibt es nach dieser Auffassung viele Formen der Gewalt, die ebenso wie die körperliche Schädigung Menschen quälen und verletzen können. Ihr liegt in der Regel Johan Galtungs Begriff der "strukturellen Gewalt" zugrunde, der seit seiner Formulierung in den sechziger Jahren die Friedensforschung nachhaltig beeinflusst hat (Galtung 1975). Galtungs strukturelle Gewalt ist eine "Gewalt ohne Täter", die hervorgeht aus strukturellen Bedingungen der vorfindlichen Gesellschaften, die Menschen daran hindern, ihre angelegten Fähigkeiten so zu entwickeln, wie es auf der Basis der ökonomischen Entwicklung (der "Produktivkräfte") möglich wäre. Wenn also Menschen an Hunger sterben, obwohl die Menschheit imstande ist, genügend Lebensmittel zu produzieren, Menschen an Krankheiten leiden, obwohl die notwendigen Medikamente vorhanden sind, sie aber nicht zu den Kranken kommen, dann liegt nach Galtung strukturelle Gewalt vor. Der Galtungsche Gewaltbegriff überschneidet sich mit dem der sozialen Ungerechtigkeit. Aufgrund asymmetrischer Machtverhältnisse bleiben die Emanzipationsmöglichkeiten der Menschen hinter dem ökonomischen, technischen und medizinischen Fortschritt zurück. Galtung hat einen wichtigen Aspekt der Genese von Gewalt beschrieben. Aber die Schwierigkeit liegt in der Unterscheidung von Potentialität und Faktizität. Wo ist die Grenze zwischen notwendiger Einschränkung, die der Mensch als Preis für das Zusammenleben mit anderen Menschen, für die Vergesellschaftung zahlen muß, und "zusätzlicher Gewalt", die den Menschen durch die gesellschaftlichen Strukturen ungleicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse aufgezwungen wird?

Herbert Marcuse hat die Unterscheidung "notwendige" und "zusätzliche" Gewalt getroffen (Marcuse 1957). Er geht von der Freudschen These aus, daß jegliches Zusammenleben von Menschen Triebunterdrückung und damit Gewalt impliziert. Wir müssen viele Bedürfnisse

aufschieben oder sie ganz aufgeben, weil ihre Befriedigung die Bedürfnisse anderer Menschen einschränken würde. Dies ist eine „notwendige“ Gewalt, die wir uns selber als Folge gesellschaftlicher Zwänge antuen (müssen). Sie ist der Preis für das Zusammenleben von Menschen. Aber wo schlägt diese Gewalt in gesellschaftlich nicht notwendige, zusätzliche Gewalt um?

Die unbezweifelbare Existenz der zusätzlichen Gewalt hat in der Diskussion der letzten Jahrzehnte immer wieder dazu geführt, die Gesellschaft global als gewaltförmig anzuklagen.³ Dies geschieht bis heute auch im Zusammenhang mit der Frage der Jugendgewalt. Ist nicht die Gewalttätigkeit von Jugendlichen die Folge einer gewaltförmigen Gesellschaft? Wir kommen später noch einmal auf diesen Zusammenhang zurück, möchten hier nur auf die Gefahr hinweisen, die ein sehr weitgefaßter Gewaltbegriff beinhaltet: Er wird als analytischer Begriff unbrauchbar.

Die Gewaltkommission spricht deshalb von einer "inflationären Ausdehnung" des Gewaltbegriffs und der Gefahr, daß er zum politischen Kampfbegriff werde. Der Begriff der strukturellen Gewalt werde von gesellschaftlichen Gruppen strategisch eingesetzt, indem "eine Vielzahl gesellschaftlicher Problemlagen und Mißstände mit dem Gewaltbegriff etikettiert" würden, um sie angreifen zu können (Schwind 1989, I, 36).

Wir wollen uns hier auf die direkte Gewalt, ausgeübt von Menschen gegen Menschen und Sachen beschränken, nicht, weil wir andere Formen von Gewalt leugnen, sondern weil hier der dringendste Handlungsbedarf besteht. Zunächst ist es notwendig zu verhindern, daß Jugendliche Ausländer und Obdachlose zusammenschlagen, daß sie andere Jugendliche terrorisieren und daß sie ein Klima der Angst verbreiten. Körperliche Gewalt und Brutalität setzen einen Kreislauf der Gewalt in Gang, erzeugen Angst, und sie demoralisieren auch den, der sie anwendet.

2.4. Formen der Gewalt

Gewalt wird von Jugendlichen in der Regel in fünf Situationen angewendet:

1. als Mittel der *Konfliktlösung* zugunsten dessen, der Gewalt ausübt (Auseinandersetzung von Gruppen Jugendlicher, etwa um ein Territorium oder um Mädchen),
2. als *instrumentelle* Gewalt, um bestimmte Ziele zu erreichen oder Güter zu erlangen (ein Jugendlicher wird zusammengeschlagen, um ihm seine Lederjacke auszuziehen),
3. als *expressive* Gewalt (Lust auf Randale),

³ Es ist ein Thema der Sozialphilosophie seit dem 18. Jahrhundert, daß die Staatsbildung oder allgemeiner die Vergesellschaftung des Menschen eine Einschränkung der Freiheiten des einzelnen bedeutet. Es ist freilich die Frage, wie weit diese Einschränkung gehen muß. Deshalb stellt die Unterscheidung von Marcuse einen wichtigen Fortschritt der Diskussion dar - eine Unterscheidung, die beispielsweise Freud noch nicht gesehen hat. Wir können diese Problematik hier nicht diskutieren. Festzuhalten ist, daß die Diskussion um die Frage des Maßes der notwendigen Einschränkungen gehen muß, die der einzelne zugunsten des Zusammenlebens mit anderen hinnehmen muß.

4. als *symbolische* Gewalt (auf sich aufmerksam zu machen, ohne Randalen geschieht nichts),
5. als *explorative* Gewalt (ausprobieren, wie weit man gehen kann, wo die Grenzen sind).

Irenäus Eibl-Eibesfeldt hat auf die Bedeutung dieser letzten Form der Aggression beim Hineinwachsen von Kindern in die Gesellschaft hingewiesen. „Durch das Provozieren kleiner Konflikte - den bewußten Verstoß gegen Regeln, das Wegnehmen von Objekten, durch aggressive Akte, wie Zuschlagen mit einem Stöckchen - stellt das Kind die Frage: Darf ich das? Erhält es darauf unverzüglich eine Antwort - es genügt, daß sich sein Spielgefährte abwendet -, dann weiß es: Das ging zu weit, hier sind meine Grenzen.“ (Eibl-Eibesfeldt 1995, 54)

Schließlich muß eine Form von Gewalt hervorgehoben werden, die jugendspezifisch ist: die entwicklungsbedingte Jugendgewalt. Sie ist Ausdruck der Spannung zwischen den Generationen am Umbruch von der Kindheit zum Status des Erwachsenen. Sie ist auch Bestandteil vielfältiger ritualisierter Formen dieses Übergangs, in vielen Kulturen eine sozial legitime Form der Ablösung aus der familiären Abhängigkeit. So gesehen kann man Jugendgewalt als die kollektive Verarbeitungsform der Probleme des Erwachsenwerdens ansehen, die als Gewalt notwendig ist, um die alten Bindungen zu zerreißen und eine eigene Position in der Gesellschaft zu erlangen. Allerdings wird diese Ausdrucksform des Übergangs in den westlichen Industriegesellschaften nicht so interpretiert, sondern als Einzelformen mit meist pathologischem Charakter gedeutet, die sich kollektiv bündeln.

Durch die symbolische Gewalt möchten Jugendliche auf sich aufmerksam machen. Hier kann Gewalt ein Hilfeschrei, das letzte Mittel, Zuwendung zu erhalten, sein (vgl. Büttner 1997). Aber symbolische Gewalt kann auch Aufmerksamkeit für ein Problem, einen Mißstand reklamieren. In der Mediengesellschaft ist Gewalt oft das einzige Mittel, die Öffentlichkeit zu mobilisieren. Petitionen oder friedliche Demonstrationen haben kaum eine Chance, wahrgenommen zu werden. Zerschlagen aber Schaufenster oder werden Autos umgestürzt, dann ist ein guter Platz in der Tagesschau garantiert.*

* Dies kann man nicht nur als ein Problem der Sensationsorientierung der Medien abtun. Es handelt sich dabei um ein Problem der partizipativen Massendemokratie. Diejenigen, die mehr Bürgerbeteiligung fordern, unterstellen in der Regel, daß dann ihre Interessen stärker in der Politik berücksichtigt werden. Sie unterstellen die einfache aber falsche Dichotomie: Auf der einen Seite die herrschenden Eliten und auf der anderen Seite das Volk, das seine Wünsche und Interessen nicht durchsetzen kann. Dabei wird das Partizipationsparadox übersehen: Je mehr einzelne und Gruppen sich am politischen Prozeß beteiligen, desto mehr divergierende Interessen und Wünsche werden eingebracht und desto geringer wird die Chance des einzelnen und der Gruppe, sich durchzusetzen.

3. Die Ursachen von Gewalt

3.1. Persönlichkeitsmerkmale

In der neueren psychologischen Diskussion hat sich gezeigt, daß *Persönlichkeitsmerkmale* nur eine begrenzte Erklärungskraft für die Frage haben, ob und wann Menschen gewalttätig werden. Allerdings dürfte es bei Menschen eine unterschiedliche Bereitschaft geben, körperliche Gewalt einzusetzen. Diese Erfahrung hat jeder Mensch bereits in der Schule in bezug auf seine Mitschüler oder die Lehrer gemacht. Dies allein auf genetische Anlagen zurückzuführen, wäre in einer gefährlichen Weise falsch. Die Auffassung von „geborenen Gewalttätern“ hat der wissenschaftlichen Kritik nicht standgehalten. Genetische Anlagen, die es gibt, "fädeln" sich ein in einen kulturell und sozial geprägten Lebenslauf, werden überformt, in der Sozialisation verändert und stehen in Wechselwirkung zu situativen Bedingungen. Wenn man Persönlichkeitsmerkmale in dieser Weise versteht, so lassen sich eine Reihe von individuellen Dispositionen - wie auch immer sie entstanden sind - angeben, die Gewaltanwendung begünstigen:

- die generelle Neigung zu gewaltförmigen Problemlösungen;
- geringe Handlungskontrolle aufgrund von emotionaler Labilität und geringer Ich-Stärke;
- geringe Frustrationstoleranz;
- starkes Stimulierungsbedürfnis im Sinne von Impulsivität und der Suche nach starken Reizen und Sensationen;
- soziopathische Persönlichkeitsmerkmale, etwa paranoide Wahnvorstellungen (Schwind/Baumann 1990, II, 35).

3.2. Gewalt - die Folge einer "gewalttätigen Gesellschaft"?

Eine sehr viel größere Plausibilität als die Auffassung, gewalttätiges Handeln sei Folge von Persönlichkeitsmerkmalen, hat heute die These, daß gesellschaftliche Bedingungen und Einflüsse die Gewaltbereitschaft fördern. Was liegt näher als die Vorstellung, die Gewalt von Jugendlichen sei Abbild einer gewalttätigen Gesellschaft?

Die Auffassung, daß gewalttätige Jugendliche auf gesellschaftliche Probleme und Defizite reagierten, wird vor allem in zwei Formen artikuliert:

- Moderne Gesellschaften seien Konkurrenzgesellschaften, „Ellenbogengesellschaften“, in denen jeder nur seinen eigenen Vorteil verfolge. Zudem seien diese Gesellschaften „vermachtet“, das heißt, die herrschenden Gruppen, Schichten oder Klassen setzten ihre Interessen ohne Rücksicht auf die Opfer durch. Und eine Gruppe diese Opfer seien die Kinder und Jugendlichen. Diese Gruppe sei zudem besonders von den gesellschaftlichen Depravationserscheinungen wie Arbeitslosigkeit, Armut und Perspektivenlosigkeit betroffen. Die gewalttätigen Jugendlichen gehörten zu den „Modernisierungsverlierern“.

- Die gesellschaftlichen Defizite prägten auch die Sozialisation. Sie spiegelte die gesellschaftlichen Machtstrukturen und Deformationen. Der Verlust an Sicherheit und Verlässlichkeit in einer defizitären Erziehung führe zu dem gewalttätigen Verhalten der Jugendlichen.

Wir wollen zunächst, bevor wir auf diese Fragen eine Antwort zu geben versuchen, einige Entwicklungstendenzen aufzeigen, die die Rahmenbedingungen darstellen, unter denen heute junge Menschen aufwachsen.

3.3. Ökonomische Veränderungen

Die ökonomischen Probleme der entwickelten Industriegesellschaften sind unübersehbar. Der ökonomische Fortschritt ist offensichtlich an eine Grenze gestoßen. Die Folgen sind eine stabile, wachsende Sockelarbeitslosigkeit, die Verarmung ganzer Schichten der Gesellschaft und zerstörerische Nebenwirkungen der Hochindustrialisierung. Der ökonomische Prozeß produziert neben Modernisierungsgewinnern auch zunehmend Modernisierungsverlierer, die unter die Räder der Entwicklung der Industriegesellschaft geraten. Folgeerscheinungen der Modernisierung sind eine gesellschaftliche Dekomposition, die Auflösung der traditionellen Lebenswelt, der sozialen Milieus und der institutionellen Bindungen.

Diese gesellschaftlichen Entwicklungen haben Folgen für die Familie und deren Sozialisationsbedingungen. Die höhere Ausbildung eines immer größeren Teils der jungen Menschen erhöht natürlich einerseits ihre Chancen auf eine qualifizierte Position, andererseits jedoch verstärkt sich die Konkurrenz, da die Zahl der qualifizierten Bewerber ständig steigt, die Zahl der gesellschaftlich hoch bewerteten Positionen jedoch gleich bleibt oder sich nur geringfügig erhöht. Diese Konkurrenz schlägt natürlich nach unten durch. Der Qualifiziertere hat gewöhnlich höhere Chancen. Da familiäre Herkunft an Gewicht verliert und auch in den Köpfen der Eltern und der Kinder die Vorstellung unserer Gesellschaft vorhanden ist, daß jeder die gleichen Chancen hat, wenn er die geforderte Leistung bringt, erhöht sich der Druck auf das Individuum. Erfolg und Mißerfolg wird individualisiert. Je demokratischer ein Bildungssystem ist, desto höher ist die Konkurrenz - ein Zusammenhang, den viele Verfechter einer höheren Ausbildung für alle nicht gesehen haben. Diese Konkurrenz wirkt sich um so stärker aus, je höher die Arbeitslosenrate ist. Dauerarbeitslosigkeit ist zur Zeit ein Strukturproblem moderner Industriegesellschaften. Dazu kommt die erforderliche lebenslange Qualifizierung. Der schnelle ökonomische Wandel führt zu ständigen Veränderungen vieler Berufsfelder, ja zum Wegfall ganzer Berufszweige, und verlangt vom einzelnen, sich den neuen Qualifikationsanforderungen ständig anzupassen. Nur dann kann er darauf vertrauen, Arbeit zu finden. Arbeitslosigkeit führt nicht nur zum Verlust des gesellschaftlichen Status', sondern auch zum Einbruch im Selbstwertgefühl.

Das Kind ist in Krisensituationen wie der heutigen diesem Druck in doppelter Hinsicht ausgesetzt: Erstens erlebt es die Angst der Eltern, den Anforderungen im Berufsleben nicht zu genügen und selbst arbeitslos zu werden, und zweitens erfährt es den Leistungsdruck, den Eltern auf es ausüben, um eine erfolgreiche Karriere für dieses Kind zu ermöglichen. Im Verlauf der letzten Jahrzehnte sind die Anforderungen an Lebensstandard und Konsum ständig angestiegen. Die Medien verstärken diese Vorstellungen, wie man zu leben hat, etwa durch Darstellungen in Spielfilmen, in denen die Familien im wesentlichen einen hohen Lebensstandard aufweisen, und die Werbung vermittelt dem Individuum, welche Konsumartikel es benötigt, um glücklich zu sein. Konsequenterweise versuchen Eltern, ihre Kinder früh zu fördern und unter Druck zu setzen. Hinzu kommt, daß ein Einzelkind natürlich mehr Erwartungen der Eltern auf sich zieht als ein Kind in einer größeren Geschwisterzahl. Auf ihm lastet die Familientradition (z.B. Akademiker zu werden) und der Erfolgszwang, die Qualität der Sozialisationsleistung der Familie zu beweisen sowie der noch halbwegs uneigennützig Wunsch der Eltern für eine glückliche und erfolgreiche Zukunft des eigenen Kindes. Versagensängste lassen Eltern schon früh mit Entsetzen auf Behinderungen und Krankheit reagieren (vgl. Hurrelmann 1994, 98), aber auch bei Schulschwierigkeiten der Kinder. Versagensängste sind feststellbar bei vielen Kindern. Eltern reagieren sehr häufig mit Medikamentengabe, um die Leistungsfähigkeit ihrer Kinder zu erhöhen.

3.4. Veränderungen der Familie und der Sozialisation

Die Sozialisationsforschung besonders der letzten Jahrzehnte hat die Bedeutung der Familie als wesentlicher Ort der kindlichen Sozialisation - trotz aller gesellschaftlichen Tendenzen, die den Einfluß der Familie auf die Kinder vermindern - bestätigt. Dabei hat sich ergeben, daß es nicht so sehr auf das individuelle Verhalten einzelner Personen oder auf die Wirkung eines bestimmten Erziehungsstils ankommt, sondern entscheidend das Klima der Familie ist, in dem ein Kind aufwächst. Bedeutsam ist die Form, in der die Interaktionen in der Familie verlaufen, ob und inwieweit die Interessen und Bedürfnisse von Eltern und Kindern berücksichtigt werden, ob klare Regeln zur Lösung von Problemen und Differenzen im Zusammenleben vorhanden sind. Ein hoher Reziprozitätsgrad in der Interaktion in harmonischen Familien kann im Idealfall dazu führen, daß die Kontrolle vermindert werden kann oder sogar unnötig ist.

Die Bedeutung der Familiensozialisation scheint nach der neueren Sozialisationsforschung eher noch größer zu sein, als man früher angenommen hat, da es sich gezeigt hat, daß für die Entwicklung von kognitiven, affektiven und sozialen Qualifikationen die jeweiligen Dialogformen zwischen Kind und primären Bezugspersonen, aber auch zwischen den Bezugspersonen von besonderer Relevanz sind (Kreppner 1982, 405). Die Erfahrung der sozialen Interaktion in der frühesten Kindheit scheint prägend für das weitere Leben zu sein.

Diese Ergebnisse der Sozialisationsforschung werden unterstützt durch die Erkenntnis, daß Kinder ganzheitlich lernen, d.h., daß auch in kognitive Lernprozesse affektive Elemente eingehen. Diese Wechselwirkung von Affekt und Kognition verweist auf die Bedeutung des Gefühles des Kindes, sich aufgehoben, geborgen und akzeptiert im Familienkontext zu fühlen. (Kreppner 1982, 416).

Für die Sozialisation haben aber nicht nur die Bezugspersonen ein besonderes Gewicht sondern auch die Geschwister. Zu diesen Bezugspersonen des engeren Kreises treten schon sehr früh die Kinder im Umfeld (peers). Bereits in der frühen Kindheit (12. bis 24. Monat) scheinen gleichaltrige Kinder für die Ausbildung sozialen Handelns und die Entwicklung des Selbst von großer Bedeutung zu sein.

"Kinder benötigen zuverlässige, stabile und 'berechenbare' soziale Beziehungsstrukturen, die ihnen Unterstützung und Anregung für ihre persönlichen Entwicklungsprozesse gewähren" (Hurrelmann 1994, 86). Diese stabile und möglichst lang andauernde Beziehung ist unter den heutigen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen nur schwer zu gewährleisten. Die Kleinfamilie mit Eltern und zwei oder mehr Kindern, in der in den 60er Jahren in der Bundesrepublik 75% der Bevölkerung lebten, ist zwar ideologisch und verfassungsrechtlich noch gesichert, tatsächlich aber, wie in allen hochentwickelten Gesellschaften, keineswegs mehr die Regel. Nur noch 50% (mit sinkender Tendenz) der heiratsfähigen Männer und Frauen gehen eine Ehe ein, die Scheidungsrate steigt und liegt derzeit zwischen 30 und 40 Prozent. Neuere Formen des Zusammenlebens gewinnen an Gewicht: Familien ohne Kinder, nicht verheiratete Paare mit Kindern, Alleinerziehende mit Kindern, Paare die zusammenleben mit Kindern aus früheren Beziehungen etc. Gleichzeitig nehmen die Singlehaushalte zu, in München sind es derzeit 75% aller Haushalte. Ähnliche Entwicklungen zeigen sich auch in anderen Großstädten. Die Berufstätigkeit der Frauen ist in der Bundesrepublik im Vergleich zu anderen Industriestaaten zwar noch niedrig, steigt jedoch an. Auch Frauen mit Kindern arbeiten immer häufiger. Familien mit mehreren Kindern sind auf den zweiten Verdienst angewiesen (Hurrelmann 1994, 88/89). Alleinerziehende - auch dieser Anteil steigt - müssen, wenn sie nicht von der Sozialhilfe leben wollen, arbeiten. Etwa die Hälfte der alleinerziehenden Frauen erhält von den Vätern keinen Unterhalt für die Kinder.

Das Kleinerwerden der Familie führt zur Verringerung von verwandtschaftlichen Bezugspersonen. Neben den Eltern stehen Onkel, Tanten, Großeltern zur Betreuung, aber auch als unterstützende Identifikationspersonen, immer weniger zur Verfügung. Das wird verstärkt durch häufigen Wohnungswechsel, der sich etwa dadurch ergibt, daß die Familie an einen neuen Ausbildungsort oder Arbeitsplatz zieht. Dabei sind die sozialen und finanziellen Bedingungen für Alleinerziehende am ungünstigsten (Hurrelmann 1994, 92).

Unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten ist die Entscheidung für Kinder eine Fehlinvestition, gesellschaftlich haben sie nur ein Gewicht als Partner im bisher noch existierenden

Generationenvertrag, der jedoch aufgrund der Entwicklung der Bevölkerungspyramide in immer größere Schwierigkeiten kommt.

Für viele Eltern ist heute die Entscheidung, eine Familie mit Kindern zu gründen, praktisch eine Entscheidung für gravierende und langfristige Einschränkungen von Lebensspielräumen. In einer Gesellschaft, die Kindererziehung nach dem Grundgesetz als eine den Eltern "zuförderst obliegende Pflicht" versteht, müssen sich die Eltern aus vielen selbstverständlichen Lebensgewohnheiten abmelden und vielfältige soziale und ökonomische Nachteile auf sich nehmen. (Hurrelmann 1994, 98) Nach dem Bericht der Bundesregierung zur Lage der Familie beginnt bei zwei Kindern der soziale Abstieg, bei vier Kindern droht bereits das Absinken in den Sozialhilfebereich.

Familien mit Kindern sind - trotz Kindergeld und Steuervorteilen - finanziell vergleichsweise schlechter gestellt als eine Familie ohne Kinder. Die Unterhaltskosten pro Kind liegen nach einer Schätzung des Bundesverfassungsgerichts bis zum 18. Lebensjahr bei 150000 DM ohne Ausbildungskosten. Besonders schwierig ist die ökonomische Lage für Alleinerziehende oder Mehrkindfamilien. Die Möglichkeiten, eine der Ausbildung entsprechende Arbeit oder Teilzeitarbeit zu finden, sind beim Vorhandensein von Kindern und den damit verbundenen Belastungen für Alleinerziehende oder den Ehepartner, der die Kinder versorgt, gering. Es gibt kein öffentliches System der Kinderbetreuung, wie etwa in Frankreich. Die gleiche Schwierigkeit ergibt sich für Familien, in denen beide Eltern berufstätig sind. Die Kinderbetreuung wird von den Eltern erwartet.

Kinder haben heute im wesentlichen einen emotionalen Wert, den die Eltern durch die sich daraus ergebenden Folgen, wie etwa der Verzicht auf Mobilität und andere Charakteristika des heutigen Lebensstils, nicht nur finanziell teuer bezahlen müssen. Es ist unbestritten, daß, wie auch das Bundesverfassungsgericht befunden hat, diese Disparitäten durch eine Reform der Steuergesetzgebung und des Kindergeldgesetzes vermindert werden müssen.

Mädchen haben heute eine wesentlich qualifiziertere Ausbildung als früher, sie neigen entsprechend dazu, wirtschaftliche und soziale Eigenständigkeit ebenso wie Männer anzustreben, allerdings ohne Aufgabe ihrer Vorstellungen von Familie. Diese Eigenständigkeit ist jedoch nur durch eigene Erwerbstätigkeit zu erreichen. In besondere Schwierigkeiten gerät die Frau, wenn sie zur Kindererziehung zeitweilig aus dem Berufsleben ausscheidet oder ihre Ehe oder eheähnliche Beziehung scheitert. Dies bedeutet zumindest Verzicht auf beruflichen Aufstieg wenn nicht gar Abstieg und entsprechend geringere Alterssicherung. Deshalb ist die Altersarmut heute immer noch überwiegend weiblich. Kinderziehung bei einem bis zwei Kindern nimmt auch nur noch einen Teil der Lebensarbeitszeit der Mutter in Anspruch. Aber wenn sie zwischen Mitte 20 und Mitte 40 aus dem Berufsleben ausscheidet, ist ein dann gewünschter Wiedereinstieg ins Berufsleben aufgrund der sich äußerst schnell verändernden Qualifikationsanforderungen kaum noch möglich. Hinzu kommt, daß die Mutterrolle keine ihren Anforderungen gegenüber angemessene gesellschaftliche Anerkennung bringt. Daher ist damit zu rechnen, daß die traditionelle bürgerli-

che Kleinfamilie mit zwei oder mehr Kindern und der Mutter als Hausfrau, die die Kinder großzieht, weiter zurückgehen wird zugunsten anderer Formen von Familie.

Man kann nicht - wie es fälschlicherweise oft geschieht - einfach sagen, daß die Lebensbedingungen von Kinder und Jugendlichen sich verschlechtert haben. Kindheit und Jugend hat sich verändert, und diese Veränderungen haben positive und negative Aspekte. Dem größeren Freiraum auf der einen Seite entspricht ein größerer Druck auf der anderen. Solche Entwicklungen sind immer ambivalent. Die Kleinfamilie ist ja keineswegs per se für das Kind ein guter Sozialisationsraum, und die Lebensbedingungen müssen trotz der hohen ökonomischen und organisatorischen Belastung des alleinerziehenden Elternteils nicht unbedingt schlechter sein. Entscheidend ist das Klima der Eltern-Kind-Beziehung, und das kann trotz zusätzlicher Belastung gut sein. Das hängt entscheidend ab von der Persönlichkeit der Eltern oder des Elternteils und den jeweiligen Vorerfahrungen.

Allerdings lassen sich gewisse Tendenzen in der Entwicklung beobachten. Amerikanische Untersuchungen zeigen z.B., daß die Bereitschaft, feste Paarbeziehungen einzugehen, bei Kindern von Alleinerziehenden wesentlich geringer ist und die Scheidungsquote erheblich höher als bei Kindern aus sogenannten stabilen Familien. Auch das wiederum muß nicht unbedingt auf Bindungsunfähigkeit oder Angst hinweisen, sondern kann auch die Folge hoher Selbständigkeit und eines stabilen Selbstwertgefühls sein.

Auch die Berufstätigkeit der Mutter ist, wenn sie von beiden Partnern gewollt ist und die entsprechenden Erziehungs- und Hausaufgaben sowie Hausarbeiten anteilig übernommen werden, sicher eher positiv für die Kinder. Aber das ist häufig noch nicht der Fall, und gerade für den Erwerb von Spitzenpositionen ist der erforderliche Einsatz nicht vereinbar mit dem Aufwand, den Kinderbetreuung verlangt. Immer noch ist trotz Emanzipation der Frau die Erziehung und Betreuung von Kindern und die Hausarbeit überwiegend die Aufgabe von Frauen, selbst bei Berufstätigkeit. Die Industrie meldet, daß Familienväter, besonders wenn sie mehrere Kinder haben, die sogenannten familienfreundlichen Arbeitszeiten, wenn sie angeboten werden, ablehnen.

Eltern sind heute stark verunsichert, welches Erziehungsverhalten von ihnen erwartet wird. Die Erziehungsdebatte in den 70er Jahren, die die "autoritäre Erziehung" als eine Ursache für den Erfolg der Nationalsozialisten ansah, hat dazu geführt, daß dieser Erziehungsstil negativ bewertet wird. Der autoritäre Erziehungsstil war aber die Erziehungserfahrung vieler Elterngenerationen - ebenso wie die definierten Rollenmuster von Vater und Mutter. Von solchen Erfahrungen sich zu lösen, ist schwierig: Insbesondere in Streß- und Krisensituationen fällt man zurück in die Verhaltensmuster, die man selber bei den eigenen Eltern in der Jugend erlebt hat.

Die Anforderung an Eltern, partnerschaftlich zu erziehen, ist deshalb ein hoher Anspruch, weil er häufig nicht der eigenen Erziehungserfahrung entspricht. Der autoritäre Erziehungsstil ist zurückgegangen, aber Eltern sind oft verunsichert, und es besteht die Gefahr,

daß der geforderte partnerschaftliche Erziehungsstil verwechselt wird mit einem laissez faire- oder permissiven Erziehungsstil, oder aber einer Erziehung ohne Grenzsetzung.

Schwerer wiegt noch die Frage, ob nicht Eltern bei ihrer heute sicherlich sehr schwierigen Erziehungsaufgabe mehr Hilfestellung durch öffentliche Institutionen wie z.B. Mütterzentren oder die sekundären Sozialisationsinstanzen wie Ganztagskindergarten und Ganztagschulen mit eindeutigen Erziehungsangeboten benötigen, um den Kindern und Jugendlichen Hilfestellungen bei dem Erwerb von kommunikativen und sozialen Kompetenzen geben zu können. Die geringe Kinderzahl in den meisten Familien und der weitgehende Wegfall von Straße und Nachbarschaft als Erfahrungsfeld lassen Kinder diese Kompetenzen nicht mehr automatisch im Umgang mit anderen Kindern erwerben. Bei den Einschulungsuntersuchungen in den letzten Jahren hat sich in den meisten Bundesländern herausgestellt, daß viele Kinder erhebliche Wahrnehmungs- und Bewegungsdefizite aufwiesen. Hessen hat darauf z.B. mit zusätzlichen Spiel- und Trainingsangeboten für die Grundschule reagiert. Man sollte das bei dem hohen Engagement der Eltern für die Förderung ihrer Kinder eigentlich nicht erwarten.

Wenn man die Entwicklung der Statistik der im Verkehr verunglückten Kinder genauer untersucht, stellt sich heraus, daß Kinder deshalb weniger Opfer sind, weil sie am Verkehr immer weniger teilnehmen. Nach Stichprobenuntersuchungen scheint die Berliner Studie auch für andere Städte zu gelten, daß 80% der Kinder im Vorschulalter die Wohnung nur beaufsichtigt verlassen. Nur Gastarbeiterkinder werden nicht in gleicher Weise beaufsichtigt, und ihr Anteil an den Verkehrsopfern ist entsprechend gestiegen. Die Aktivitäten der meisten Kinder im Vorschulalter werden auf den betreuten Raum beschränkt. Für das kindliche Bewegungsbedürfnis in dieser Altersphase, für die altersgemäße Spontaneität, das Erziehungsziel Selbständigkeit und den Erwerb der sozialen Kompetenz sind das schlechte Voraussetzungen. Die Zeit, die 6-14jährige Kinder außerhalb betreuter Räume in der Nachbarschaft und auf der Straße verleben, hat sich von 1970 bis Anfang der 90er Jahre auf ein Drittel reduziert.

3.5. Das schulische Umfeld

Der öffentliche Raum, in dem Kinder und Jugendliche mit Gleichaltrigen zusammentreffen, besteht im wesentlichen aus den sekundären Sozialisationsinstanzen wie Kindergarten und Schule. Ein immer höherer Prozentsatz der Jugendlichen geht länger zur Schule als Kinder und Jugendliche zu früheren Zeiten. Der Liberalisierung der Schulen und der Öffnung für Kinder aus anderen Sozialschichten steht gegenüber, daß die Schule sich wie immer schon als Instanz zur Vermittlung überwiegend kognitiven Wissens versteht und jetzt, wo andere Zulassungskriterien zu gehobenen Positionen wie die Herkunftsfamilie zurückgetreten sind, vielleicht noch viel stärker als Ausleseinstanz zur Verteilung der Zukunftschancen in der Gesellschaft. Im Nullsummenspiel um die begehrten gesellschaftli-

chen Positionen ist ein Verdrängungswettbewerb entstanden, in dem die Zugangskriterien für die Ausbildungsberufe sich verschärft haben.

Der Druck der Eltern auf einen qualifizierten Schulabschluß (1995 waren nur noch 6% der Eltern mit einem Hauptschulabschluß für ihre Kinder zufrieden, mit weiter sinkender Tendenz) kommt zu dem Wissen der Kinder hinzu, daß ihr schulischer Erfolg die Voraussetzung, aber nicht die Garantie für Lebensstandard und Wohlstand ist. Kinder fühlen sich in einer konkurrenzorientierten Situation: Es geht nur um das Ergebnis, nicht das Lernen zählt, sondern der benötigte Schein. Schule ist eine nicht geliebte, aber notwendige Durchgangsinstanz zu dem eigentlichen Ziel: Erfolg. Diese schon belastete Situation wird erschwert durch die Tatsache, daß durch das Zusammenleben mit Kindern aus verschiedenen Kulturen auch in der Schule die Anforderungen an die soziale Kompetenz der Kinder erhöht sind, die Schule sich aber weiterhin nicht als Erziehungsinstanz versteht. So muß man davon ausgehen, daß der Leistungsdruck und die Anforderungen an die soziale Kompetenz bei Kindern und Lehrern den Streß erhöhen.

Zusammenfassend läßt sich sagen: Der Vereinzelung der Kinder in der Familie und im frühen Erfahrungsbereich besonders der vorschulischen Zeit entspricht bei einem Teil der Kinder eine geringe kommunikative und soziale Kompetenz. Demgegenüber entsteht unter den heutigen Bedingungen einer "multikulturellen" Schule und Gesellschaft eine erhöhte Anforderung in diesen Bereichen. Die Erziehungsziele der Eltern haben sich verändert: Nicht mehr Gehorsam, Disziplin und Fleiß stehen im Vordergrund, sondern Selbständigkeit und Durchsetzungsvermögen. Den Erziehungszielen steht eine immer längere Abhängigkeit der Jugendlichen durch die verlängerten Ausbildungszeiten gegenüber.

Die Bildungschancen der Jugendlichen - vor allem der unteren Schichten - sind enorm gewachsen, dem steht aber nur eine geringfügig erhöhte Zahl an qualifizierten Arbeitsplätzen gegenüber. Mehr noch: Durch die dauerhafte Massenarbeitslosigkeit ist die Chance, insbesondere für die geringer ausgebildeten Jugendlichen, einen Platz in der Arbeitswelt zu finden, drastisch gesunken. Insgesamt sind die Leistungen, die junge Menschen erbringen müssen, um in die Gesellschaft hineinzuwachsen, dort ihren Platz zu finden, enorm gewachsen.

Zwar ist einerseits nicht zu bestreiten, daß sich die Sozialisationsbedingungen verschärft und die Anforderungen erhöht haben. Andererseits hat sich aber auch die Zahl der Möglichkeiten und Optionen junger Menschen vergrößert. Diese Vergrößerung des Freiheitspielraums hat freilich wiederum die Notwendigkeit, sich zu entscheiden, die Verantwortung für das eigene Leben zu übernehmen, erzeugt. Erfolg oder Mißerfolg werden also nicht mehr zugeteilt, sondern sind individualisiert worden - mit vielen Nieten.

Die heutige Jugend steht vor neuen Problemstellungen, die es in früheren Gesellschaften nicht gab. Vor allem die funktionale Differenzierung und die Erhöhung der Komplexität macht das Hineinwachsen in die Gesellschaft immer schwieriger. Die pädagogische Diskussion dieser Probleme schließt dabei vor allem an die Thesen von Ulrich Beck an (Beck

1986). Im Mittelpunkt steht dabei der Prozeß der Individualisierung, der sich in den letzten Jahrzehnten deutlich beschleunigt hat. Dabei sind drei Aspekte bedeutsam:

- die Herauslösung aus den historisch vorgegebenen sozialen Institutionen und Bindungen (Familie, Nachbarschaft, Klasse, Schicht);
- der Verlust von traditionellen Sicherheiten, die religiöser Glaube, gesellschaftliche Normen und alltägliches Handlungswissen boten;
- die Entstehung neuer sozialer Zwänge aus der radikalisierten Individuallage (Heitmeyer/Sander 1992, 39).

Diese Entwicklung kann zu Desintegrationserfahrungen führen und zu dem sicher oft berechtigten Gefühl, „Verlierer“ dieser Entwicklung zu sein. Es liegt nahe, Rechtsextremismus und Jugendgewalt als Folge der negativen Aspekte der Individualisierung, des Bindungsverlustes, der zunehmenden Ohnmachtserfahrungen, der Auflösung der sozialen Milieus, als „Aufstand der Modernisierungsverlierer“ zu sehen.

Jugendliche fühlen sich durch ein Netz gesellschaftlicher Notwendigkeiten gefangen, verwaltet und durch Zwänge eingeengt. Sie wollen frei sein, ihre Wünsche und Bedürfnisse realisieren und stoßen überall auf Grenzen. Dies ist zwar die generelle Situation von Jugendlichen in jeder Gesellschaft. Das Hineinwachsen in die Gesellschaft, die Domestizierung zum „normalen Erwachsenen“, ist immer ein einschränkender Vorgang, gegen den sich junge Menschen eh und je gewehrt haben. Aber in komplexen, funktional differenzierten Gesellschaften ist dieser Zwang angewachsen. Die Anpassungsnotwendigkeiten sind enorm. Dies zeigt sich daran, daß die Dauer der Sozialisationsphase des HineinwachSENS in die Gesellschaft immer länger geworden ist. Waren Kindheit und Jugend Anfang dieses Jahrhunderts mit dem 14. Lebensjahr, dem Verlassen der Schule, der Konfirmation, dem Eintritt in die Lehre für die weitaus größte Zahl der Jugendlichen beendet, so dauert heute das Moratorium bis zur Übernahme der vollen Erwachsenenrolle in der Regel bis Ende 20. Unter diesem Aspekt ist nicht verwunderlich, daß eine Reihe von Jugendlichen bei diesem Prozeß scheitern, erstaunlich ist eher, daß die überwiegende Mehrheit diese Leistung erbringt.

3.6. Von materiellen zu postmateriellen Werten

Die Veränderung des Werthorizonts der Bundesrepublik Deutschland verlief dramatischer als in anderen Industriegesellschaften. Das hat wohl seine Ursache in dem raschen Übergang einer Phase der Not und Entbehrung nach Kriegsende in eine Periode des Wiederaufbaus und des Wirtschaftswunders in den sechziger Jahren. Die Veränderung der gesellschaftlich dominanten Werte wird in der Regel beschrieben als die Ablösung einer eher materiellen, also an Konsumgütern orientierten Einstellung durch postmaterielle Referenzen (Inglehard 1989). Damit treten die Pflicht- und Akzeptanzwerte zurück und die Selbstentfaltungswerte in den Vordergrund. Die Werte wie "Disziplin", "Gehorsam", "Pflichterfüllung", "Unterordnung", "Fleiß", "Bescheidenheit", "Selbstbeherrschung", "Selbstlosig-

keit", "Hinnahmefähigkeit", "Fügsamkeit" und "Enthaltbarkeit" sinken in ihrer Rangposition. Umgekehrt erhöht sich die Rangposition von Werten wie "Freiheit" (von Autoritäten), "Anerkennung" (der Person), "Autonomie" (des einzelnen), "Ausleben emotionaler Bedürfnisse" (oder auch einfacher: "Spaß haben", "Lust auf etwas haben dürfen"), weiter aber auch von Werten wie "Selbstverwirklichung", "Ungebundenheit", "Eigenständigkeit", "Eigeninitiative" und "persönliche Unversehrtheit". (Klages 1984)

Dieser Prozeß des Wertwandels, der bis heute anhält, darf nicht so gesehen werden, daß die neuen Werte die alten ersetzen, sondern er betrifft nur die Rangordnung der Werte; die alten Werte sind keineswegs ungültig geworden, sondern es hat sich eine veränderte Rangskala entwickelt, auch sind Wertmischungen und die Koexistenz unterschiedlicher Werte gegeben. Die Jugendlichen zählen und zählen zu den Vorreitern dieser Entwicklung. Auch wenn es vor allem Mittelschichtsjugendliche sind (gymnasiale Ausbildung), die von dieser Veränderung des Werthorizonts betroffen wurden, so hat doch dieser Prozeß die Einstellungen und das Verhalten der Jugend insgesamt verändert. Zahlreiche Konflikte zwischen den Generationen rühren daher, daß Eltern und Großeltern noch in der Phase des ökonomischen Wiederaufbaus der Bundesrepublik sozialisiert wurden und deshalb materielle Werte, Aufstieg und Leistung hochschätzen, während ihre Kinder und Enkel in ihrem Verhalten durch Selbstentfaltungs- und Erlebniswerte bestimmt werden. Die neue Einstellung von Jugendlichen wird paradigmatisch in der Sentenz an der Wand des Frankfurter Universitätsturms deutlich: "Je mehr ihr konsumiert, desto weniger lebt ihr!" Die ältere Generation hat noch die lebendige Erinnerung an die Schwierigkeiten, Nahrungsmittel und die einfachsten Güter des Lebens zu beschaffen, während für junge Menschen heute dies alles eine Selbstverständlichkeit ist.

Helmut Klages sieht in der heutigen Situation bei Jugendlichen die Herausbildung eines Verhaltenstypus, bei dem sich "materialistische" und "hedonistische" Werte verbinden.

"Dieser Typ will einerseits der gesellschaftlichen Umwelt nur noch insoweit Kräfte und Fähigkeiten zur Verfügung stellen, wie dies für die Sicherstellung eines komfortablen Privatlebens erforderlich ist. Er hält sich jedoch andererseits auch die Chance offen, die in unserer Gesellschaftsordnung legal verfügbaren Möglichkeiten der rüden Anmeldung von Forderungen unter Einschluß der Wahl radikaler Parteien bis hart an den Rand des Erlaubten hin auszunutzen" (Klages 1989, 16 f.)

Es liegt nahe, einige Formen der Gewaltausübung von Jugendlichen mit diesem Wertwandel in Zusammenhang zu bringen. Die autozentrierte Einstellung, deren Ziel Selbstverwirklichung und die unverkürzte Realisierung individueller Bedürfnisse ist, kann dazu führen, diese als legitim angesehen Werte gegen eine Gesellschaft durchzusetzen, die - nach Auffassung der Jugendlichen - dies verweigert.

Der Wertwandel hat in den letzten Jahrzehnten in der alten Bundesrepublik neben den ökonomischen und damit verbundenen sozialen Veränderungen eine erhebliche Änderung der Lebenskonzepte und des Lebensstils junger Menschen zur Folge gehabt. Es ist natürlich auch eine Folge der langandauernden wirtschaftlichen Prosperität des über viele Jahr-

zehnte ständig wachsenden Bruttosozialprodukts und des entsprechend ansteigenden Lebensstandards, daß junge Menschen heute in erster Linie das Leben genießen wollen. Emanzipation und Selbstverwirklichung sind Begriffe, die prägend sind für die junge Generation. Nicht der alte deutsche Spruch: „Ich lebe, um zu arbeiten“, sondern eher der neue: "Ich arbeite, um zu leben" ist charakteristisch für diese Generation. Arbeit ist zwar wichtig als Statussymbol in der Gesellschaft, aber auch die Voraussetzung dafür, all das an Konsum und Freizeitvergnügen genießen und sich den Lebensstandard leisten zu können, den man für sich wünscht. Arbeit wird vom Lebensmittelpunkt und Lebenszweck zum Vehikel, das die Voraussetzung bietet für das Leben. Es ist nicht nur der Bruch in der deutschen Erziehungstradition, der in den 60er/70er Jahren erfolgte in der Auseinandersetzung mit der Rolle der deutschen Erziehungsvorstellungen beim Zustandekommen des Nationalsozialismus', der zu einem einschneidenden Wertwandel führte, sondern es sind auch die sich verändernden Anforderungen der Wirtschaft, die mehr Flexibilität bei den Arbeitskräften, weniger Gehorsam als eigenes kreatives Mitdenken, Initiative und die Fähigkeit zur Arbeit in Gruppen und an wechselnden Einsatzorten fordert. Gehorsam ist in der Skala der Erziehungswerte stark gesunken. Disziplin und Fleiß sind als Wert noch hoch, werden aber ebenfalls geringer bewertet im Vergleich zu stark angestiegenen Zielen wie Selbständigkeit, Durchsetzungsfähigkeit etc.

Während in einer traditionellen Gesellschaft die Kinder in die Gesellschaft der Eltern hineinwachsen, d.h. nach ihren Werten, Lebensmustern und Normen erzogen werden oder sich in sie einordnen müssen, gleichzeitig die Eltern lange das Vorbild der Kinder bleiben, weil sie die Qualifikationen besitzen, die die Kinder erwerben müssen, um sich in der Gesellschaft erfolgreich durchsetzen zu können, so ist das in einer fortgeschrittenen Industriegesellschaft ganz anders: Die Gesellschaft, für die die Eltern ihre Kinder erziehen, ist eine Zukunftsgesellschaft; sie erziehen aber im wesentlichen nach ihren Mustern und Werten und sind häufig in den zukunftsorientierten Qualifikationen bereits für ihre Kinder im heranwachsenden Alter keine Vorbilder mehr, sondern ihnen unterlegen. Je schneller der gesellschaftliche Wandel sich vollzieht, desto größer ist der Abstand zwischen den Qualifikationen der Elterngeneration und den Qualifikationsanforderungen an die Heranwachsenden, also die zukünftige Generation. Qualifikationen veralten in modernen Industriegesellschaften schnell. Folge dieser Entwicklung ist, daß auch der Wert der Eltern und deren Erfahrungen sinkt.

Das alles stellt hohe Anforderungen an die Sozialisationsleistungen der Eltern, und es muß ernsthaft die Frage gestellt werden, ob sie diese überhaupt erfüllen können. Die alte deutsche Tradition des Vorrangs der Familienerziehung vor der sekundären Sozialisation von Kindergarten und Schule muß neu hinterfragt werden. Besonders die Schule kann sich nicht weiter auf die reine Wissensvermittlung zurückziehen, sondern muß ebenso wie der Kindergarten auch Erziehungsaufgaben übernehmen.

3.7. Jugendgewalt und ökonomische Strukturen

Aus den Veränderungen des Lebensraumes, in dem Kinder und Jugendliche aufwachsen, läßt sich nicht anstandslos ableiten, daß es die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen sind, die die Gewalt von Jugendlichen produzieren. Es ist notwendig zu differenzieren. Pauschalaussagen, die als Ursache für die Jugendgewalt die "kapitalistische Gesellschaft", die "Konkurrenzzgesellschaft", die "Ellenbogengesellschaft", die Individualisierung oder den Verfall der bürgerlichen Werte haftbar machen, reichen zur Erklärung nicht aus.

Globale Schuldzuweisungen sind nur schwer zu erheben, weil es sich bei "der Gesellschaft" um ein hochkomplexes Gebilde handelt und nicht um eine handelnde Entität. (Max Horkheimer pflegte Studenten, die mit "der Gesellschaft" argumentierten, zu fragen: Welche Hausnummer hat die Gesellschaft?) Es gibt gesellschaftliche Bedingungen, die Gewalttätigkeit begünstigen, aber keine Zwangsläufigkeit.

Warum gibt es beispielsweise unterschiedliche Reaktionen von Jugendlichen auf die gesellschaftliche Gewalt? Warum sind Jugendliche, die besonders unter gesellschaftlichen Depravationen zu leiden haben, etwa Arbeitslose und Jugendliche der Unterschicht, nicht oder nur unwesentlich gewalttätiger als diejenigen, die aus besseren sozialen Verhältnissen kommen? Und vor allem: Warum ist Jugendgewalt hauptsächlich die Gewalt junger Männer, obwohl Frauen deutlich stärker unter den verschiedenen Formen der gesellschaftlichen Gewalt zu leiden haben?

Die Rede von den gesellschaftlichen Ursachen von Gewalt wird dann gefährlich, wenn sie zum soziologischen Freispruch des Täters führt. Hans Magnus Enzensberger hat dies sehr plastisch beschrieben:

"Daß der Mensch von Natur aus gut sei, diese merkwürdige Idee hat in der Sozialarbeit ihr letztes Reservat. Pastorale Motive gehen dabei eine seltsame Mischung ein mit angejahrten Milieu- und Sozialisationstheorien und mit einer entkernten Version der Psychoanalyse. Solche Vormünder nehmen in ihrer grenzenlosen Gutmütigkeit den Verirrten jede Verantwortung für ihr Handeln ab. Schuld ist nie der Täter, immer die Umgebung: das Elternhaus, die Gesellschaft, der Konsum, die Medien, die schlechten Vorbilder. Jedem Totschläger wird gewissermaßen ein Multiple-Choice-Fragebogen ausgehändigt, den er, zu seinem eigenen Besten, auszufüllen hat: Mama wollte mich nicht; ich hatte allzu autoritäre/allzu antiautoritäre Lehrer; Papa kam besoffen/nie nach Hause; die Bank hat mir zuviel Kredit gegeben/mein Konto gesperrt; ich wurde als Kind/Schüler/Lehrling/Angestellter verwöhnt/zurückgesetzt; meine Eltern haben sich zu früh/zu spät scheidenlassen; es gab in meiner Umgebung keine ausreichenden/zuviele Freizeitangebote. Deshalb ist mir nichts anderes übriggeblieben, als eine Brandstiftung/einen Raub/ein Attentat/einen Mord zu begehen. (Zutreffendes bitte ankreuzen)" (Enzensberger 1993, 37 f)

Die These: Gewalt ist die Folge einer gewalttätigen Gesellschaft, entlastet den Täter; er hat ja nur mit Gewalt auf die ihm angetane Gewalt reagiert. Dies ist sicher in vielen Fällen zutreffend. Aber dennoch ist diese simple Ursache-Wirkungs-Kette falsch. Eine monokausale Ursachenbeschreibung, die Gewalthandlungen allein auf vorausgegangene erlittene Gewalt zurückführt, wäre nur dann zutreffend, wenn der Mensch ein Pawlowscher Hund wäre, der nur auf externe Reize reagierte.

Auch darf man nicht vergessen, daß das allgemeine Verdikt, moderne Gesellschaften seien gewaltförmig, übersieht, daß sie junge Menschen - wie wir schon angedeutet haben - von Zwängen befreit und neue Freiheitsspielräume geschaffen hat, die noch vor wenigen Jahrzehnten undenkbar gewesen sind. Welcher junge Mensch wird von den Eltern noch in seiner Freizeit kontrolliert, muß um 22.00 Uhr zu Hause sein, wird im Bezug auf seine Freunde(innen) überwacht? Welcher Junge oder welches Mädchen unterliegt noch Restriktionen im Bezug auf sein Sexualleben? All dies war noch vor wenigen Jahrzehnten in unserer Gesellschaft üblich. Es mag davon noch Restbestände geben, aber insgesamt ist der Freiheitsspielraum junger Menschen erheblich gewachsen. Es sei auch daran erinnert, daß in den fünfziger Jahren nur etwa fünf Prozent eines Altersjahrgangs das Abitur gemacht hat, heute aber über fünfmal so viel. Das Gegenargument, daß die höhere Bildung keine angemessene soziale Position und kein entsprechendes Einkommen mehr garantiere, greift zu kurz, da hier nur die materielle Verwertbarkeit von Bildung ins Auge gefaßt wird. Bedeutet nicht Bildung einen Wert, der nicht ausschließlich an der damit verbundenen Gehaltsklasse gemessen werden kann? Habermas hat schon in den sechziger Jahren darauf hingewiesen, daß die Einlösung einer höheren Bildung für alle die Entkoppelung von Bildung und Sozialstatus fordere. * Und: Bildung eröffnet Freiheitsräume.

Diese Dialektik, daß die Modernisierung einerseits neue Freiräume und Entfaltungsmöglichkeiten schafft, andererseits die gesellschaftlichen Zwänge sich verschärfen, gilt auch für das Konkurrenzargument. Parsons hatte darauf hingewiesen, daß Konkurrenz und ihre Ausdehnung auf Gebiete, die bislang nicht konkurrenzförmig organisiert waren, das Aggressionspotential einer Gesellschaft vergrößere. Er hatte dies mit der einfachen Rechnung begründet, daß jedes Konkurrenzsystem notwendigerweise mehr Verlierer als Gewinner produziere (zehn Personen bewerben sich um eine freie Stelle, nur eine kann sie bekommen, also haben neun Menschen ein Erlebnis des Scheiterns und nur einer ein Erfolgserlebnis). Die Situation des Verlierers bringt zwangsläufig Frustrationen (Parsons 1966). Wenn auch die Frustrations-Aggressions-Hypothese von Dollart et al. aus dem Jahre 1939 in ihrer strengen Fassung nicht aufrechterhalten werden kann, so gilt doch, daß Frustrationen eine wichtige Bedingungen für aggressives Verhalten darstellen (Dollart et al. 1939).

* Habermas schrieb damals: Im Zuge einer Bildungspolitik, die den Zugang zu den höheren Bildungsinstitutionen für alle Schichten zu öffnen sucht, „würden die verteilten und genutzten Bildungschancen die Zahl der 'eingelösten' Qualifikationen verfügbarer Berufspositionen so weit überschreiten, daß sich das Berechtigungsverhältnis von Schulbildung und Beruf lockern müßte“ (Habermas 1961, 95)

Frustrationstoleranz ist aber in Wohlstandsgesellschaften eine gering entwickelte Kompetenz.

Üblicherweise wird Konkurrenz als typisches Merkmal kapitalistischer Gesellschaften angesehen. Dies ist aber nur bedingt zutreffend. In kapitalistischen Gesellschaften wird die Konkurrenz zwischen Menschen durch die Klassenschranken begrenzt. Die Angehörigen des Proletariats können gar nicht in den Konkurrenzkampf um höhere Positionen eintreten, weil sie die Klassenstruktur der Gesellschaft daran hindert, die Voraussetzungen für die Teilnahme an der Konkurrenz zu erwerben (höhere Bildung, Abitur, Studium etc.). Erst die Auflösung der Klassenstruktur und der sozialen Schichtung oder doch zumindest ihre Milderung, erst der Anstieg der Abiturientenzahlen von fünf auf 25 oder 30 Prozent setzt die allgemeine Konkurrenz frei. Dazu kommt noch der Bildungsanstieg der Frauen, die heute einen Anteil von 50 oder mehr Prozent der Abiturienten stellen und ebenfalls in die Konkurrenz um höhere Positionen eintreten. Es sind also nicht die kapitalistischen Gesellschaftsstrukturen, die die Konkurrenz verschärfen, sondern gerade deren Auflösung. So entsteht die paradoxe Situation, daß durch den Abbau von Ungleichheit, die zu Recht als eine Quelle von Gewalt angesehen werden kann, eine neue Quelle von Gewalt durch eine verschärfte Konkurrenz von Menschen mit den gleichen Bildungsvoraussetzungen entsteht.

3.8. Jugendgewalt und Erziehungsstil

Ein weiterer makrosozialer Erklärungsversuch von Gewalt ist die Anomie-These. Diese Deutung geht davon aus, daß durch die Erosion der bürgerlichen Gesellschaft, den Verfall ihrer Werte und Normen, durch eine permissive Erziehung und die Unfähigkeit der Eltern und Lehrer, Grenzen zu setzen, junge Menschen den Eindruck gewinnen, daß alles erlaubt sei, was der eigenen Lust und der Selbstverwirklichung diene. Marion Gräfin Dönhoff hat dieses Erklärungsmuster einmal so formuliert: "Eine permissive Society, die keine Tabus duldet, keine moralischen Barrikaden errichtet und die die Bindung an Sitte und Tradition vergessen hat, gerät leicht 'außer Rand und Band'" (DIE ZEIT, März 1992).

Trifft diese These zu, daß durch die Auflösung oder die Veränderungen der bürgerlichen Wertordnung, durch den Verfall der Moral, den Verlust von Tradition und Bindungen zerstörerische Kräfte freigesetzt werden, die sich in der Brutalisierung des Alltags und letztlich auch in der Gewalt zeigen?

Sicher sind die Fähigkeiten des Menschen zum Triebaufschub, zur Bändigung seiner Leidenschaften, zu Empathie und Mitleid keine Natureigenschaften. Freud hat den mühsamen Weg zur "Kulturfähigkeit" des Menschen beschrieben und blieb bis zuletzt skeptisch, ob sie erreicht werden könne oder ob nicht die Überformung des Menschen durch die Kultur eine dünne Firnis bleibe, die jederzeit abblättern könne (Freud 1946, 334 ff.).

Auch war er der begründeten Auffassung, daß die moralischen Normen, die Menschen daran hindern, die "Tötungswünsche", die jeder Mensch habe, in die Wirklichkeit umzusetzen, nur durch äußeren gesellschaftlichen Zwang ins Gewissen eingepflanzt werden könnten. Der Prozeß der Internalisierung von Normen und Geboten, der den Menschen befähigt - sofern dieser Prozeß der Verinnerlichung gelingt -, sie auch nach Wegfall des äußeren Zwangs autonom zu befolgen, setzt voraus, daß diese Gebote imperativ dem Menschen in seiner Kindheit von seinen Eltern nahegebracht werden. Nur so kann "die Stimme des Gewissens", der Selbstzwang, entstehen, der nach Freud im Grunde der verwandelte, internalisierte Fremdzwang ist.

Für Freud war klar, daß dieser äußere Zwang, den die Gesellschaft, vermittelt durch die Eltern, auf die Kinder ausübt, nicht überspannt werden dürfe. Er müsse mit Zuwendung und Liebe verbunden sein. Werde der Zwang zur Internalisierung autoritär ausgeübt, so entstehe ein "terroristisches Über-Ich", das den Menschen quäle und seinerseits zur Ursache für Gewalt werde, die es ja eindämmen solle. Aber dieses Gebot der Liebe ändere nichts an der Notwendigkeit von äußerem Zwang zur Internalisierung der Normen, ohne die ein (einigermaßen) zivilisiertes Zusammenleben von Menschen nicht möglich sei. Die Basis jeder Kultur ist nach Freud Triebverzicht und Triebaufschub, "Affektmodulierung", wie es später Norbert Elias genannt hat. (Elias 1969)

Wenn wir dieser Erklärung folgen, stellt sich die Frage, weshalb es unserer Gesellschaft nicht mehr gelingt, diese Zivilisierungsleistung der Heranwachsenden zu erbringen. Die Schuld dafür den Eltern und der Schule zuzuschreiben, greift zu kurz. Der Erziehungsstil einer Gesellschaft entsteht nicht voluntaristisch, d.h., es steht kein "Beschluß" der Eltern und Lehrer dahinter, von nun an so und nicht anders zu erziehen. Deshalb sind auch Schuldzuweisungen an die "Generation der 68er", wie sie in den letzten Jahren von konservativer Seite immer wieder vorgenommen wurden, unsinnig.

Der Erziehungsstil, der in einer Gesellschaft vorherrscht, ist keineswegs rational planbar, sondern entwickelt sich in einem Geflecht von historischen, politischen und sozioökonomischen Bedingungen. Die große Bedeutung der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für Gewaltbereitschaft und Gewalt darf jedoch nicht so verstanden werden, daß kein Raum mehr bliebe für erzieherisches Handeln. Von Allmachtsvorstellungen der Erziehung ist sicherlich Abschied zu nehmen. Aber dennoch gibt es einen Handlungsspielraum für erzieherisches Handeln. Zunächst hat jeder Mensch in jeder Situation - auch im Rahmen noch so rigider gesellschaftlicher Bedingungen - mehrere Optionen. Selbst bei noch so ungünstigen Rahmenbedingungen gibt es immer außer der Gewalt noch andere Reaktionsmöglichkeiten.

Die Individualisierung, die Tendenz der Emanzipation des einzelnen aus Herkunfts-, Orts-, Klassen- und Geschlechtsbindungen verstärkt - wie wir gezeigt haben - durch die Teilnahme von immer mehr Menschen am Wettbewerb um knappe Güter die konkurrenzför-

migen Beziehungen zwischen ihnen. Diese Konkurrenz greift zudem auf immer mehr Lebensgebiete über, die bisher davon ausgenommen waren.

Diese Situation ist gewaltfördernd, denn sie rechtfertigt (scheinbar) die Durchsetzung der tatsächlichen oder vermeintlichen Ziele und Zwecke, "was einem zusteht", auch mit Gewalt. Deshalb gehört als komplementäre Verhaltenseigenschaft zur Fähigkeit der Selbstbestimmung und der Fähigkeit zur Durchsetzung eigener Bedürfnisse auch die Fähigkeit der Selbstzurücknahme und des Akzeptierens der Interessen anderer.

Gewalt als instrumentelles Mittel zur Austragung von Konflikten hat den Vorteil, daß sie die Situation rasch zugunsten des Stärkeren verändern kann. Oft wird aber auch Gewalt eingesetzt, weil andere Formen der Konfliktaustragung fehlen. So hat unsere Untersuchung über die Gewalt in der Familie ergeben, daß Männer häufig zur Gewalt Zuflucht nehmen, wenn sie sich außerstande sehen, ihre Ziele kommunikativ durchzusetzen. (Büttner, Nicklas u.a. 1984) Ein Grund für die Tatsache, daß Männer in der Familie häufiger zur Gewalt greifen als Frauen, liegt sicher darin, daß Frauen, weil sie körperlich die Schwächeren sind, größere Übung in der kommunikativen Konfliktaustragung haben und ihre kommunikativen Fähigkeiten generell höher sind als die von Männern. Auch die empirisch bestätigte Tatsache, daß Menschen mit geringerem Bildungsniveau eher zur Gewalt als Konfliktlösungsmuster greifen, hat sicher darin seine Ursache. Deshalb ist ein wichtiges Ziel bei der Gewaltprävention die Erhöhung der kommunikativen Kompetenz. Erst sie ermöglicht eine diskursive Konfliktlösung. Ob aber diese Möglichkeit auch wahrgenommen wird, hängt von einer Reihe weiterer Faktoren ab, die wir im folgenden eingehender beschreiben möchten.

3.9. Gewalt - eine voraussetzungslose Universalsprache

Die bisherigen Theorien der Gewalt gehen in der Regel vom Subjekt, dem Gewalttäter aus. Je nach theoretischer Position wird dann eine angeborene Gewalttätigkeit des Menschen, eine gegebene Triebstruktur oder ein Instinkt, die Deformation durch gesellschaftliche Verhältnisse oder die mißlungene Sozialisation dafür verantwortlich gemacht, daß Menschen Gewalt anwenden. Es ist sinnvoll, einmal diese Täterzentrierung zu verlassen, einen Perspektivenwechsel vorzunehmen und nach der Struktur gewalttätigen Handelns zu fragen, also die Aufmerksamkeit auf die Gewalt als menschliches Verhaltensmuster selber zu richten. Könnte es nicht sein, daß es die spezifische Eigenart gewaltförmigen Handelns ist, die Menschen veranlaßt, sich dieses Mittels zu bedienen? Wir wollen diesem Gedankengang nachgehen, weil er von besonderer Bedeutung für die Entwicklung von Präventivstrategien ist. Dies kann hier freilich nur in knapper Form geschehen.

Gewaltförmiges Handeln ist ein Handlungsmuster, das jedem Menschen aufgrund seiner physischen Beschaffenheit zur Verfügung steht. Der Mensch kann schlagen, treten und beißen und diesen Gebrauch seiner Muskeln noch durch Werkzeuge (Waffen) verstärken.

Dazu sind keine oder nur geringe Lernerfahrungen notwendig. Gewaltanwendung ist also dem Menschen, ebenso wie allen Säugetieren und anderen Tierarten, als *Möglichkeit* gegeben.

Diese universelle Potentialität der Gewalt ist gesellschafts- und kulturunabhängig, und sie kann überall realisiert werden. Ihre Voraussetzungslosigkeit (etwa von Lernprozessen) hebt sie aus der Reihe der Strategien heraus, die Menschen zur Bedürfnisbefriedigung, zur Erlangung eines knappen Gutes oder zur Entscheidung eines Konflikts zu eigenen Gunsten anwenden können. Alle anderen Strategien, etwa die Erreichung eines Gutes durch Tausch, eines Zieles durch Überredung oder die Entscheidung eines Konflikts zu eigenen Gunsten durch Verhandeln sind höchst voraussetzungsvoll. Deshalb ist die Strategie der Gewalt - sofern man der Stärkere ist - unter dem ökonomischen Aspekt der Kosten die Strategie der Wahl.

Noch unter einem weiteren Aspekt ist die Gewalt eine ökonomische Strategie: Sie vermag eine Situation in der Regel rasch zu verändern, etwa im Vergleich zu Bargainingverfahren, die durchweg höhere Zeitkosten verursachen. Schließlich sind auch die Kommunikationskosten gering, da die Sprache der Gewalt überall verstanden wird. Es handelt sich bei der Gewalt gewissermaßen um eine Universalsprache.

Diese ökonomischen Vorteile der Gewalt führen denjenigen, der sich als der Stärkere glaubt, in die Versuchung, sich ihrer zu bedienen. Wenn ein junger Mensch eine Designer-Jacke für 1000 DM haben möchte, so ist es viel einfacher, sie einem anderen Jungen aus-zuziehen, als einige wochen- oder monatelang Zeitungen auszutragen, um sich das Geld zu verdienen. Oder wenn ein Junge seine sexuellen Bedürfnisse befriedigen möchte, so ist es leichter, ein Mädchen zu vergewaltigen, als sich mit ihm anzufreunden und die hohen kommunikativen Kosten aufzubringen, bis er endlich das Mädchen so weit hat, daß sie mit ihm schläft.

Diese Überlegungen zeigen, daß bei der Auseinandersetzung um die Frage, ob der Mensch von Natur ein gewalttätiges Wesen sei (wie Hobbes meinte), oder ob der Mensch von Natur aus friedlich und erst durch den Einfluß der Kultur oder Gesellschaft gewalttätig wird (die These von Rousseau), an einer falschen Front gekämpft wird. Es ist nicht eine Frage der Natur oder der Verderbnis des Menschen durch die Kultur, ob Menschen gewaltförmig handeln, sondern die spezifische Struktur der Gewaltstrategie und ihre Vorteile. Daraus folgt keine Zwangsläufigkeit gewaltförmigen Handelns, sondern: „Gewalthandlungen sind Möglichkeiten menschlichen Handelns, die durch Steuerung und Kontrolle vermeidbar sind“ (Wulf 1996, 81).

Diese Vorteile und die daraus folgende Versuchung, Gewalt anzuwenden, führt alle Gesellschaften dazu, Barrieren gegen den Gebrauch der Gewalt zu errichten, denn Gewalt ist sozial schädlich, weil sie den inneren Frieden einer Gruppe oder einer Gesellschaft stört, der eine Bedingung für ihre Selbsterhaltung darstellt. Das Zusammenleben von Menschen

in Gruppen ist eine wichtige Voraussetzung für die Existenz der Individuen und der Gattung; deshalb müssen Kooperations- und Kommunikationsfähigkeit von Menschen gesichert werden. Derjenige, der Gewalt zur Durchsetzung eigener Wünsche und Bedürfnisse einsetzt, handelt gegen dieses Gebot. Gewalt bedeutet gleichsam die Aufkündigung des Gesellschaftsvertrages.

Alle Gesellschaften entwickeln deshalb einen Sanktions- und Strafapparat, um die innergesellschaftliche Gewalt in Schranken zu halten, um die Überlebenschancen des einzelnen und der Gruppe zu sichern. Wenn es zutrifft, daß Gewaltausübung eine ökonomische Strategie ist, weil sie ihr Ziel mit geringen Kosten zu erreichen imstande ist, so bedeutet die Strafe eine Erhöhung der Kosten der Gewaltstrategie. Der Gewalttäter muß dann nämlich die mögliche Strafe zu den „Unkosten“ der Gewaltstrategie rechnen (etwa beim Jackenraub oder der Vergewaltigung).

Wenig entwickelte Gesellschaften reagieren bei ihrem Strafverhalten „biologistisch“. In der Sprache der Evolutionsbiologie könnte man sagen: Sie töten den Gewalttäter, um die Zahl der Gewalttäter, die den innergesellschaftlichen Frieden und damit die Lebenschancen des Individuums und der Gruppe mindern, klein zu halten, sie gleichsam „aus dem Verkehr zu ziehen“.⁴ Dem widerspricht nicht, daß gesellschaftliche Gewalt - und damit auch die Todesstrafe - der Herrschaftssicherung dienen. Auch der tyrannische Herrscher setzt alles daran, innergesellschaftliche Gewalt (allerdings ohne die von ihm direkt oder indirekt ausgeübte) zu unterdrücken. Dies wird ja gerade von konservativer Seite als positiver Aspekt eines autoritären Regimes verbucht, daß der „starke Staat“ oder der autoritäre Herrscher eine niedrige Kriminalitätsrate garantiere, obwohl dieser Eindruck oft nur durch die Unterdrückung der Berichterstattung über Verbrechen erreicht wird.

Das Ziel der Strafe ist also, die Gewaltstrategie „teuer“ und damit unökonomisch zu machen. Deshalb neigt die öffentliche Meinung dazu, bei einem tatsächlichen oder vermeintlichen Anstieg der Gewalt den Preis der Gewaltstrategie durch eine Verschärfung der Strafe zu erhöhen. Diese auf den ersten Blick einleuchtende Reaktion ist jedoch - wie viele Erfahrungen zeigen - nur begrenzt wirksam. Sie übersieht nämlich, daß der Mensch nur ein eingeschränkt rational kalkulierendes Wesen ist. Viele Umstände lassen den Menschen irrational reagieren, also die Kosten-Nutzen-Abwägung nicht vornehmen. Dies zeigt sich, um ein banales Beispiel zu wählen, daran, daß ein erheblicher Teil der Gewalttaten von Jugendlichen, aber auch von Erwachsenen unter Alkoholeinfluß begangen werden. Der Alkohol macht in der Regel nicht primär aggressiv, sondern er blockiert die Fähigkeit des Menschen zur vernünftigen Überlegung.

Aus diesen Gründen ist der Straf- und Sanktionsapparat einer Gesellschaft nur ein begrenzt wirksames Mittel zur Verhütung der Gewalt. Er kann auch erst einsetzen, wenn die Ge-

⁴ Wie stark dieses Motiv sein muß, zeigt sich daran, daß die Berechtigung und Zweckmäßigkeit der Todesstrafe bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts nicht bezweifelt wurde und sie von der überwiegenden Zahl der Staaten bis heute praktiziert wird.

walstatt bereits geschehen ist. So sichern sich Gesellschaften schon im Vorfeld gegen die sozialschädliche Gewalt durch ein System von Sperren, deren Ziel es ist, es gar nicht erst zur Gewalttat kommen zu lassen.

Ein solches Mittel ist die soziale Kontrolle. Soziale Kontrolle bedeutet, daß eine Gesellschaft ihre Normen - wie etwa das Gewaltverbot - durch ein tief gestaffelte System von Saktionen sichert.⁵ Die Skala der Möglichkeiten der sozialen Kontrolle ist lang. Es kann der mißbilligende Blick sein, wenn eine Gruppe randalierender Jugendlicher in die Straßenbahn einsteigt, aber es kann auch die verbale Rüge sein. Schließlich können die Mitfahrenden auch eingreifen, wenn etwa die Jugendlichen eine Frau oder einen Ausländer belästigen. Das „Wegsehen“ bei solchen Gelegenheiten ist der Verzicht auf das Mittel der sozialen Kontrolle. Das Eingreifen setzt allerdings Mut und Zivilcourage voraus.

Die beste Sicherung, die verhindert, daß Menschen Gewalt als Handlungsstrategie verwenden, besteht darin, daß die Norm des gewaltfreien Handelns internalisiert, d.h. Bestandteil der psychischen Struktur ist. Traditionellerweise wird diese Institution internalisierter Normen Gewissen genannt.

Dieses Gewissen, das uns hindert, gesellschaftliche Normen zu brechen, wird in der Sozialisation herausgebildet. Das Kind lernt, was in seiner Umwelt als gut und böse, moralisch und unmoralisch, liebenswert und hassenswert gilt. Es nimmt dann diese sozialen Normen und Einstellungen in sich hinein und macht sie sich zu Eigen.

Freud sieht in dieser Internalisierung der gesellschaftlichen Normen, insbesondere derer, die den Gebrauch der Gewalt verbietet, eine wesentliche Kulturleistung. Für ihn handelt es sich dabei um einen „seelischen Fortschritt“: „Es liegt in der Richtung unserer Entwicklung, daß äußerer Zwang allmählich verinnerlicht wird, indem eine besondere seelische Instanz, das Über-Ich des Menschen, ihn unter seine Gebote aufnimmt. Jedes Kind führt uns den Vorgang einer solchen Umwandlung vor, wird erst durch sie moralisch und sozial. Diese Erstarkung des Über-Ichs ist ein höchst wertvoller psychologischer Kulturbesitz.“ (Freud 1948, 332) Je mehr diese Verinnerlichung der gesellschaftlichen Normen fortgeschritten ist, „desto gesicherter ist diese Kultur, desto eher kann sie der äußeren Zwangsmittel entbehren“ (Freud 1948, 332). Das Verbot der Gewalt ist, neben dem Inzest, die stärkste Kulturanforderung, die unsere Gesellschaft stellt. Deshalb schrecken „unendlich viele Kulturmenschen“ vor „Mord und Inzest“ zurück, während sie es nicht unterlassen, andere gesellschaftlich geächtete Verhaltensweisen wie Lüge, Betrug oder Verleumdung zu praktizieren (Freud 1948, 333). Es ist die Neigung des Menschen zur Ausübung von Gewalt, die wir bei uns selbst verspürten und bei anderen mit Recht voraussetzten, die un-

⁵ Wir wollen das komplexe Problem der Geltung von Normen hier nicht diskutieren, sondern uns nur auf diejenigen Normen beziehen, deren Geltung unbestritten ist: die Norm der körperlichen Unversehrtheit, also das Verbot der Körperverletzung, Tötung oder Vergewaltigung. Ebenso dürfte die Norm des besonderen Schutzes von Kindern unbefragt gelten, also des Verbotes, Kinder zu quälen, zu verletzen oder sie sexuell zu mißbrauchen.

ser Verhältnis zum Nächsten störe und die deshalb die Kultur zu ihrem Aufwand nötige (Freud 1948, 471)

Norbert Elias hat diesen Ansatz der Internalisierung der gesellschaftlichen Normen aufgenommen und in seiner Theorie der Zivilisation fortgeführt. Er sieht im Prozeß der Stärkung der individuellen Affektkontrolle - wie Freud - die Entwicklungslinie der Zivilisation. Affektkontrolle bedeutet die zunehmende Verwandlung von zwischenmenschlichen Fremdzwängen in einzelmenschliche, gleichsam automatisch wirksame Selbstzwänge. Dies führe dazu, daß „viele Affektimpulse weniger spontan auslebbar“ seien (Elias 1969, I, LXI). Elias zeigt in dem Abschnitt „Über Wandlungen der Angriffslust“ die zunehmende Affektkontrolle in bezug auf die Anwendung der direkten körperlichen Gewalt.

Elias erwähnt eine besondere Sperre, die bei der Internalisierung von gesellschaftlichen Normen wie dem Gewaltverbot entsteht: der Ekel. Gesellschaftliche Tabus werden durch eine Ekelschranke gesichert, die betreffende Handlung wird also als ekelhaft empfunden. Die Körperreaktion des Ekels ist also gleichsam eine physische Sicherung des Verbotenen. Wenn wir beim Anblick eines Unfallopfers bleich werden und uns erbrechen müssen, so ist das Folge des Zivilisierungsprozesses im Eliasschen Sinne der Affektmodulierung und Verinnerlichung der Norm der körperlichen Unversehrtheit. Elias zeigt, daß dieser Ekel vor dem verletzten Körper und dem fließenden Blut erst in der Neuzeit entstanden ist und daß noch im späten Mittelalter die Freude über den zerstückelten Körper des Feindes, dessen aufgerissenen Leib und die heraushängenden Gedärme das Übliche war. In der Entwicklung von der Völkerwanderung (als Beispiel kann das Nibelungenlied dienen) über die mittelalterlichen Turniere bis in die Neuzeit werden „Grausamkeit, Lust an der Zerstörung und Qual von anderen“ mehr und mehr „unter eine starke ... gesellschaftliche Kontrolle gestellt“ (Elias 1969, I, 28).

Wenn wir die Ergebnisse dieser Diskussion zusammenfassen, dann besteht ein enger Zusammenhang zwischen dem Prozeß der Zivilisation und dem Ausmaß von Gewalt in einer Gesellschaft. Es fragt sich nun, weshalb moderne Gesellschaften offensichtlich Schwierigkeiten haben, den Prozeß der Zivilisation und damit die Verringerung der Gewalt voranzutreiben. Die zivilisatorische Überformung des Menschen ist offensichtlich prekär, die Zivilisation vermag nur die äußere Schicht des Menschen zu formen, die Zivilisation bleibt eine dünne Schicht von Firnis, die jederzeit abblättern kann. Elias spricht davon, daß die Gewalt „kaserniert“ ist und jederzeit wieder ausbrechen kann. Deshalb ist jede Gesellschaft immer wieder genötigt, die Schutzwälle gegen die Gewalt zu verstärken. Dies ist vor allem dann notwendig, wenn - wie in unserer Gesellschaft - die Toleranzschwelle gegen Gewalt steigt, also Gewalt als Handlungsmuster immer weniger akzeptiert wird.

Eine der Gefahren, die einen erreichten gesellschaftlichen Standard der Ächtung der Gewalt immer wieder bedrohen, ist der Rückfall in bereits überwunden geglaubte Phasen der Gewalt. Die Regression spielt im Werk Freuds eine zentrale Rolle, und angesichts der europäischen Geschichte dieses Jahrhunderts, insbesondere der deutschen, bedarf die Freud'sche These von der Allgegenwart regressiver Tendenzen keiner besonderen Begründung.

Diese Gefahr der Regression gilt nicht nur für das Individuum, sondern auch für Gruppen und ganze Völker. Auch hier bietet die jüngste Geschichte genügend Beispiele.

Wann besteht die Gefahr der Regression? Freud gibt darauf die Antwort, daß es vor allem Situationen der Krise sind, die die höheren Ich-Leistungen zusammenbrechen und wieder die Gewalt hervorbrechen lassen.

Bei Krisen kann es sich um individuelle Vorgänge handeln: Ein Mensch gerät in eine Situation, die er glaubt nicht mehr beherrschen zu können, und er greift zum Mittel der Gewalt. Es können aber auch gesellschaftliche Krisen sein, die eine Gruppe von Menschen in eine extreme Situation bringen, auf die sie mit Gewalt reagieren. Henri Bergson hat solche gesellschaftlichen Krisenerscheinungen in Wertumbrüchen gesehen, in „anomischen“ Zuständen, die etwa zu einer Erhöhung der Selbstmordrate, also der Gewalt gegen die eigene Person, führen (Durkheim 1983).

Solche Krisensituationen - sowohl individuelle als auch kollektive - sind in modernen Gesellschaften häufig. Wir können die Ursachen nur andeuten. Zunächst die individuellen Krisen: Die Individualisierungsschübe im Zuge der Modernisierung von Gesellschaften haben - wie bereits dargestellt - für das Individuum neue Freiheitsspielräume und Optionen eröffnet, zugleich aber auch das Scheitern individualisiert. Es fehlen die traditionellen Netze von Familie, Klasse und Lebensmilieu, die bisher die Überlastung des Individuums verhindert haben. Deshalb kann das Versagen bei der Gestaltung des eigenen Lebenslaufs zur individuellen Krise führen.

Auch die Risiken der kollektiven Krisen haben zugenommen. Hier soll nur ein Beispiel erwähnt werden: das der Diffusion der Geschlechtsrolle. Durch das Wirken der Frauenbewegung, mehr aber durch gesellschaftliche Prozesse, die eine Neudefinition der Geschlechtsrolle erzwungen haben, sind junge Menschen zunehmend verunsichert, was es heißt, Mann oder Frau zu sein. Wir wollen hier nur die Verunsicherung der männlichen Jugendlichen thematisieren, weil sie unmittelbar im Zusammenhang mit der Gewaltproblematik steht.

Eltern können für die Entwicklung einer stabilen Geschlechtsrolle keine Vorgaben mehr machen, weil sie selber in der Krise sind. So erlebt der Junge etwa eine starke Mutter und einen „Schlaffi“ als Vater. Unsere Untersuchungen über die Gewalt in der Familie haben gezeigt, daß in der deutschen Familie heute der Mann eher eine randständige Rolle spielt (Büttner/Nicklas u.a. 1984).

Woran soll sich der Junge orientieren? Sicher nicht am schwachen Vater, sondern im Sinne einer antagonistischen Ablösung von den Eltern an dem Modell von Männlichkeit, das ihm die peer groups bieten. Diese Männlichkeit wird dann sehr häufig als Gewalt ausüben können verstanden. Es ist unmittelbar einsichtig, daß die Gewalt dann eine kompensatorische

Funktion hat, daß sie die Reaktion auf empfundene Ich-Schwäche und die Unfähigkeit, ein angemessenes Verständnis vom Mann-Sein zu entwickeln, ist.

Aber auch junge Mädchen definieren Emanzipation immer häufiger als die Fähigkeit, Gewalt ausüben zu können. Noch ist Gewalt heute in der Hauptsache Männergewalt, aber empirische Hinweise zeigen - etwa in der Kriminalität - daß der Abstand der Geschlechter geringer wird und sich die geschlechtsspezifischen Unterschiede im Zuge der Erosion der Geschlechterrollen eibnen.

3.10. Der Einfluß der Gelegenheitsstrukturen

Eine wichtige Bedingung, die Gewaltausübung begünstigt und sie oft erst möglich macht, sind die „Gelegenheitsstrukturen“. Um dies an einem Beispiel zu verdeutlichen: Es sind aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges zahlreiche Beispiele bekannt, daß Menschen, die in ihrer heimischen Umgebung als sanftmütige, treusorgende Familienväter galten, in der Gelegenheitsstruktur des Nationalsozialismus' und des Krieges zu brutalen Henkern und Folterknechten wurden. Man kann davon ausgehen, daß diese Menschen mit hoher Wahrscheinlichkeit die von ihnen begangenen Schandtaten nicht verübt hätten, wenn sie in ihrer heimischen Umgebung geblieben wären und das nationalsozialistische Regime oder der Krieg nicht die Gelegenheitsstrukturen geschaffen hätten, in denen sie sich zu Bestien verwandelten. Ähnliche Beispiele ließen sich sicher auch für die Gewalttaten während der Kämpfe im ehemaligen Jugoslawien belegen.

Auch die Ermittlungen und die Prozesse gegen rechtsextreme Gewalttäter und Brandstifter in Deutschland seit 1991 belegen, welche große Rolle die Gelegenheitsstrukturen bei diesen Tätern gespielt haben - eine größere als ihre vermeintliche oder tatsächlich rechte Gesinnung (Willems 1993). Zu den „Gelegenheitsstrukturen“ gehört nicht nur das, was das Sprichwort „Gelegenheit macht Diebe“ meint, sondern ein größerer Umkreis von situativen Faktoren, die die Gewalttat begünstigen oder herausfordern.

4. Zusammenfassende Empfehlungen

4.1. Pädagogische Möglichkeiten und Grenzen

Den pädagogischen Bemühungen, Gewalt zu vermindern und kommunikative Konfliktfähigkeit zu erhöhen, stehen zwei Probleme gegenüber: zunächst die begrenzte Wirkung der intentionalen Erziehung. Durch Erziehung ist nicht alles zu erreichen, wie es sich die pädagogischen Allmachtsphantasien, die sich besonders nach 1968 entwickelten, vorgestellt haben. Zunächst ist die intentionale Erziehung - also das bewußte Erziehungsverhalten der Eltern und Lehrer - nur ein - und vielleicht nicht einmal der wichtigste Teil der formenden

Einflüsse auf das Kind. Es gibt viele Miterzieher und neben dem offiziellen auch einen verborgenen Lehrplan.

Eltern mögen noch so sehr auf Toleranz, friedliches Miteinander und kommunikative Konfliktstrategien setzen: Moderne Gesellschaften bieten ständig Lernmodelle gewaltsamer Art an. Auf der Straße, im Schulhof und in der peer-group gelten andere Regeln als sie sich bemühte Eltern und friedensorientierte Lehrer vorstellen.

Die weitere Schwierigkeit liegt in den antagonistischen Wirkungen jedes Versuchs der Beeinflussung durch Erziehung. Das Kind und der Heranwachsende können die Erziehungsbotschaft annehmen - aber auch ablehnen. Das ist Teil menschlicher Autonomie. Widerstand gegen die ihnen durch Eltern und Lehrer gesetzten Ziele gehört zum Selbstständigwerden junger Menschen. Selbstfindung und die Bildung von Ich-Identität bedeutet Abgrenzung - vor allem von der Erwachseneneneration. Deshalb kann - so paradox dies klingt - gerade die einhellige Ablehnung von Gewalt durch friedensbewegte Eltern und Alt-68er-Lehrer die gegenteilige Wirkung bei Jugendlichen haben.

Konrad Adam hat diesen Mechanismus treffend beschrieben. In einer permissiven, liberalen Gesellschaft, in der es kein Tabu mehr zu geben scheint, in der weder grüne Haare noch Nasenringe irgendjemanden provozieren, sondern höchstens ein mildes Lächeln hervorrufen, gibt es nur noch eine Tabuzone: nationalsozialistische Symbole und Gewalt. Diese Tabus zu brechen hat noch provokative Wirkung: Die Jugendlichen wissen, „daß dies ein sicheres Mittel ist, ihre Eltern verstummen und ihre Lehrer blaß werden zu lassen“ (Adam 1993). Deshalb ist zu erwarten, daß ein Teil der Jugendlichen gerade dann, wenn die Gewaltfreiheit zentrales Lernziel in den Familien, Kindergärten und Schulen ist, gegen diesen "Tugendterror" rebellieren. Diese antagonistische Reaktion ist um so stärker zu erwarten, je entschiedener und allgemeiner die Forderung nach Gewaltfreiheit erhoben wird.

Eines der folgenschwersten Mißverständnisse des pädagogischen Einflusses ist, daß die elterliche Erziehung gleichsinnige Einstellungen bei den Jugendlichen erzeugt. Also: autoritäre Erziehung = autoritäre Einstellung bei den Jugendlichen und umgekehrt: demokratische Eltern = demokratisch eingestellte Jugendliche.

Dies war beispielsweise der zentrale Trugschluß der Studie von Horkheimer und Adorno zum autoritären Charakter. Empirische Untersuchungen haben gezeigt, daß der autoritäre Vater gerade umgekehrt rebellische Jugendliche, die sich gegen den autoritären Vater auflehnen, produziert. Das Mißverständnis des gleichsinnigen Einflusses von Erziehung war auch die Ursache dafür, daß die gesamte Sozialwissenschaft nicht voraussehen konnte, daß gerade die Jugendlichen, die in der autoritären Restaurationsperiode Adenauers aufgewachsen waren, plötzlich Ende der 60er Jahre rebellierten.

Die Ablösung der jungen Generation von der älteren, das was in der klassischen Soziologie „Generationenkonflikt“ genannt wird, geschieht antagonistisch. Jeder, der selber erwachsen werdende Kinder hat, kennt diese Situation - wenn die Kinder nicht schon in totaler

Konfrontation das Haus verlassen haben -, daß der Sohn oder die Tochter milde lächelnd dem Vater oder der Mutter bedeutet, davon, wie Jugendliche heute seien, verstehe er oder sie nichts, und es sei besser, sie schwiegen.

Dennoch wäre es falsch, angesichts dieser immer vorhandenen antagonistischen Wirkung von Erziehung, auf die mögliche positive Wirkung von Erziehung zu verzichten. Nur sollte man immer auch die gegenläufigen Effekte erzieherischen Handelns bedenken und mit Schuldzuweisungen an die Adresse von Eltern und Schule vorsichtig sein.

4.2. Es gibt keine Patentrezepte

Die Verringerung der Gewalt ist ein gesamtgesellschaftliches Problem. Die weit verbreitete Zuweisung an einzelne Institutionen: die „Eltern“, die „Polizei“, die „Schule“, greift zu kurz. Offenbar gelingt es modernen Gesellschaften immer weniger, integrative Kräfte freizusetzen, die den Prozeß der Zivilisation, also die Verringerung der Gewalt zwischen Menschen, vorantreiben. Die beschriebenen dissoziativen Prozesse wie Erosion der Kernfamilie, Individualisierung mit der Folge, daß sich egozentrische Werte wie Selbstverwirklichung, Autonomie, Hedonismus gegenüber öffentlichen Werten wie Fairplay, Rücksicht auf den anderen, Empathie, Altruismus durchsetzen, treten immer stärker in den Vordergrund.

So ist es kein Zufall, daß in den USA mit dem Kommunitarismus eine moralphilosophische Gegenströmung entstanden ist, die auf die Gemeinschaftswerte setzt. In den angelsächsischen Ländern kann der Kommunitarismus an eine lange Tradition der "öffentlichen Tugenden" anknüpfen, die in Deutschland fehlt (Dahrendorf 1961, 284 ff). So ist es nicht verwunderlich, daß gerade in Deutschland die negativen Aspekte der Individualisierung so stark hervortreten.

In der Öffentlichkeit werden in der Regel bei den Problemen wie der Jugendgewalt von der Wissenschaft Gegenstrategien erwartet, möglichst mit der Angabe, wer was zu tun hätte. Solche Strategien kann es bei einem so komplexen Problem wie der Jugendgewalt nicht geben. Die Entwicklung der Verhaltensweisen von Jugendlichen und damit auch des Problems der Jugendgewalt ist eingebunden in die Wandlungsprozesse moderner Gesellschaften, die - wenn überhaupt - nur schwer zu beeinflussen sind.

Das Modell einer Gesellschaft ohne Gewalt würde die Balance zwischen Selbstverwirklichung und Selbstbegrenzung, Individualität und Gemein Sinn, Emanzipation und Bindung, Privatheit und Öffentlichkeit bedeuten. Eine solche Wertbalance kann nicht verordnet werden, aber es ist notwendig, dies im Auge zu behalten bei den folgenden Vorschlägen zur Gewaltprävention.

Wir wollen hier einige gesellschaftliche, politische und pädagogische Strategien skizzieren, die an soziologischen und sozialpsychologischen Erkenntnissen anknüpfen und die geeignet sein könnten, die Jugendgewalt einzudämmen.

Zunächst ist eine *Entdramatisierung* des Problems notwendig. Immer neue Horrorszenarien sind wenig hilfreich. Sie befriedigen häufig nur das Sensationsbedürfnis und den Entzündungsbedarf der Öffentlichkeit. Dietmar Pieper schreibt: „Beim Reden über Gewalt tritt Empörung an die Stelle der Erkenntnis, wo Nachdenken nötig wäre, wird Betroffenheit vermittelt, und anstatt gesicherter Fakten werden lieber die jüngsten Grausamkeiten aus Presse, Funk und Fernsehen präsentiert“ (Pieper 1996, 15). Die Relativierung der Gewalt von Jugendlichen bedeutet keine Leugnung oder Verharmlosung der Gewalt, vielmehr ist die besonnene Analyse Voraussetzung für die Entwicklung von Präventivstrategien.

Wir wollen noch einmal auf unsere Diskussion des Gewaltbegriffs zurückkommen und die Aspekte hervorheben, die für die Entwicklung von Präventivstrategien von Bedeutung sind. Wir wollen entlang dieser theoretischen Diskussion unsere Vorschläge darstellen. Wir hatten gezeigt, daß die Gewalttat weniger Folge von besonderen Eigenschaften des straffälligen Individuums ist, sondern daß es auf die Eigenart der Gewalt als menschlichem Handlungsmuster, ihres Charakters einer voraussetzungslosen Universalsprache, zurückzuführen ist, daß Menschen - wenn die Gelegenheitsstrukturen vorhanden sind - Gewalt anwenden, um Bedürfnisse zu befriedigen, sich knappe Güter anzueignen oder Konflikte zu ihren Gunsten zu entscheiden.

Wir hatten weiter die Strategien angeführt, die menschliche Gruppen und Gesellschaften entwickeln, um die interne Gewalt einzudämmen:

- Die erste Strategie ist die Bestrafung des Gewalttäters. Hier müssen wir die Möglichkeiten diskutieren, die Polizei und Justiz haben, das Gewaltniveau zu verringern. Welche Möglichkeiten gibt es, Strafverfolgung und Strafpraxis zu verbessern?
- Die zweite Strategie ist die soziale Kontrolle. Welche Möglichkeiten gibt es hier, durch öffentliche Aufmerksamkeit die Gewalt von Jugendlichen zu verhindern?
- Die dritte Strategie ist die Entwicklung und Internalisierung der Norm der Gewaltfreiheit. Hier müssen wir die Möglichkeiten von Erziehung und Bildung diskutieren.

4.3. *Polizei und Justiz*

Das ultimative Mittel, das Gesellschaften gegen die Verletzung zentraler Normen einsetzen, sind Polizei und Justiz. Kann ein härteres Vorgehen der Polizei und eine Verschärfung der richterlichen Strafen Gewalt von Jugendlichen eindämmen? Die bisherigen Erfahrungen sprechen eher dagegen. Deshalb ist es ein Postulat liberaler Rechtstheorie, im Jugendstrafrecht weniger auf Strafe zu setzen, sondern eher die erzieherischen und resozialisierenden Maßnahmen zu betonen. Diese Auffassung hat sich im deutschen Jugendstrafrecht durchgesetzt.

Generell muß gesagt werden, daß Polizei und Justiz nur als letztes Mittel - erst wenn alle anderen Instrumentarien versagt haben - zur Eingrenzung von Jugendgewalt eingesetzt werden können. Es ist aber unverzichtbar. Der Gebrauch der staatlichen Zwangsmaßnahmen stellt jedoch generell und in besonderer Weise im Jugendstrafrecht eine paradoxe Situation her: Der Staat will mittels Gewalt den Täter davon abhalten, Gewalt zu gebrauchen. So entsteht immer neben der präventiven Wirkung der Strafe ein Lern- und Vorbildobjekt der Anwendung von Gewalt.

Die liberale Rechtsprechung, insbesondere im Jugendstrafrecht, darf auch angesichts brutaler, schwer verständlicher Taten nicht aufgegeben werden. Der Ruf nach härteren Strafen ist häufig selber von einem gewalttätigen Strafbedürfnis gespeist. Er wird insbesondere bei rechtsextremen Gewalttätern laut. Aber auch hier gilt, daß erster Zweck der Jugendstrafe die Resozialisierung und die erzieherische Wirkung auf den Straftäter ist (Schumann 1993).

Dies bedeutet jedoch nicht, daß der Staat sich als laissez-faire-Staat darstellen darf. Ein „Schokoladenrichter“ fordert eher zu seiner Verhöhnung durch die Jugendlichen heraus, als daß er künftige Gewalttaten seiner Klienten verhindern könnte.

Bei der Diskussion um die Strafe, die häufig in dem Satz mündet: „Strafen helfen nicht“, wird oft übersehen, daß der Sühnegedanke den Täter als Subjekt ernst nimmt, ihn als selbstverantwortliches Wesen auffasst, das für seine Taten verantwortlich ist und für sie einstehen muß. Auch der Gedanke, für den Jan Philipp Reemtsma nach seiner Befreiung eindrucksvoll plädiert hat, verdient Beachtung: „Strafe symbolisiert, daß sich die Gesellschaft auf die Seite des Opfers stellt“ (Klingert 1997, 3)* Unter drei anderen Aspekten ist eine Verbesserung von Strafverfolgung und Justizpraxis dringend notwendig:

- Die Erhöhung der Aufklärungsquote bei Straftaten von Jugendlichen. Besonders bei den Bagatelldelikten wie Sachbeschädigung liegt die Aufklärungsquote außerordentlich niedrig. Doch sind solche Delikte häufig die „Einstiegsdroge“ in die schwereren Formen der Gewalt.
- Eine kurze Ermittlungs- und Prozeßdauer; die Strafe muß der Tat möglichst rasch folgen.
- Mithilfe der Bevölkerung. Damit ist nicht Denunziantentum gemeint, sondern eine Intensivierung der sozialen Kontrolle. Das „Wegsehen“ fördert die Gewalt. Auf das Problem der sozialen Kontrolle gehen wir im nächsten Abschnitt ein.

* Wir können hier nicht die Problematik der Strafzumessung diskutieren, möchten jedoch auf den erstaunlichen Tatbestand hinweisen, daß mit der Länge der Jugendstrafe die Rückfallquote sinkt. Bei Jugendstrafen unter einem Jahr liegt die Rückfallquote bei 70-80%, bei Strafen von einem Jahr und länger sinkt sie auf die Hälfte (Schaffstein 1972, 252 ff.). Aus diesem Tatbestand, der durch zahlreiche empirische Studien belegt ist, kann nicht unmittelbar die Folgerung gezogen werden, daß nur eine Verschärfung der Strafe notwendig sei, um die Rückfallquote und damit der Zahl der Straftaten von Jugendlichen zu senken.

Nach den bisherigen Erkenntnissen hängt die Wirksamkeit einer Strafe weniger von ihrer Höhe als von der Häufigkeit der Aufklärung und Bestrafung des Täters ab. Eine Strafe schreckt ab, wenn der Täter mit hoher Wahrscheinlichkeit damit rechnen muß, daß er entdeckt und bestraft wird. Wenn die Aufklärungsquote niedrig ist, vermag die abschreckende Wirkung nicht zu greifen. Auch wenn es sehr schwierig sein dürfte, die Aufklärungsquote zu erhöhen, so ist es doch gerade auf dem Feld der Jugendgewalt dringend notwendig, alle Anstrengungen zu unternehmen, um bei Jugendlichen nicht den Eindruck entstehen zu lassen, sie könnten beispielsweise straflos Ausländer verprügeln.

Leichter dürfte es möglich sein, die Zeit der Beweisaufnahme und des Prozeßbeginns zu verringern. Alle psychologischen Erkenntnisse zeigen, daß Strafe dann wirksam ist, wenn sie der Tat unmittelbar folgt. Dieses „unmittelbar“ ist in einem rechtsförmigen Verfahren nicht zu erreichen; aber wenn die Strafe erst Monate oder gar ein Jahr nach der Tat erfolgt, ist abzusehen, daß sie vom Straftäter eher als „Ungerechtigkeit“ angesehen wird und keine Wandlung bewirkt. Er kann die Strafe nicht mehr mit seiner Handlung zusammenbringen; bei der raschen Entwicklung von Jugendlichen im Vergleich zu Erwachsenen ist seine Auffassung, daß es ein „anderer“ war, der die Tat beging, psychologisch gar nicht falsch.

Ein weiterer Punkt sollte noch angeführt werden: die Frage nach der Vorgehensweise bei der ersten Tat. Im Erwachsenenstrafrecht hat der Ersttäter in der Regel mit einer milden Strafe zu rechnen. Man geht davon aus, daß ein Mensch, der sich in seinem bisherigen Leben nichts hat zuschulden kommen lassen, die Chance haben soll, sein bisheriges Leben ohne den Makel einer gravierenden Strafe fortsetzen zu können. Dies gilt zweifellos auch für jugendliche Straftäter. Ein Strafe bedeutet immer eine Stigmatisierung, die es einem jungen Menschen schwer machen kann, wieder auf den rechten Weg zurückzufinden. Aber es gilt noch einen weiteren Gesichtspunkt zu bedenken. Psychologische Erkenntnisse legen nahe, daß gerade bei Jugendlichen, die sich noch in der Entwicklung befinden, von entscheidender Bedeutung ist, wie mit der ersten Straftat umgegangen wird. Hier kann die strafrechtliche Reaktion eine Weichenstellung bedeuten, die über den weiteren Lebensweg des jungen Menschen entscheidet: ob die Straftat eine „Jugendsünde“ bedeutet oder den Beginn einer kriminellen Karriere. Deshalb sollte im Jugendstrafrecht nicht die generelle Regel der Milde bei der ersten Straftat gelten, sondern in jedem Fall geprüft werden, ob nicht ein deutliches Signal, ein „Halt“ angesagt ist, bevor sich gewaltförmige Verhaltensweisen verfestigen. Es ist psychologisch unstrittig, daß von entscheidender Bedeutung die Reaktion von Eltern, Erziehern und Richtern im *ersten* Fall eines Fehlverhaltens ist. Sicher stellen Jugendrichter solche Überlegungen an, aber der generelle Trend geht doch in die Richtung der äußersten Milde bei Ersttätern. Dies zu diskutieren wäre angesichts der vorliegenden psychologischen und pädagogischen Erfahrungen notwendig.

Der „Rüsselsheimer Versuch“ des dortigen Amtsgerichts zeigt, daß eine deutliche und rasche Reaktion der Justiz bei vielen jugendlichen Ersttätern einen Rückfall verhindern kann. Rund 70% aller Ersttäter sind, nachdem ihnen die „Gelbe Karte“ gezeigt wurde, d.h. die zu einem Gespräch mit dem Jugendrichter geladen und ihnen Sanktionen wie gemeinnützige

Arbeiten und Wiedergutmachung des Schadens auferlegt wurden, nicht mehr mit der Justiz in Berührung gekommen („Gelbe Karte wirkt oft Wunder“, FR 24. Januar 1997).

Auch ist der sogenannten Bagatelldelikt-Kriminalität mehr Aufmerksamkeit zu widmen. Mit diesen Delikten beginnt oft eine Karriere der Gewalt. Ihnen gegenüber herrscht, wie Rudolf Wassermann schreibt, „weiterhin Gleichgültigkeit“ (Wassermann 1995, 6). Die Polizei kann diese massenhaften Taten wie Ordnungsstörungen, alle Spielarten des Vandalismus, Schmierereien, Sachbeschädigung und Kleindiebstähle nur noch registrieren, aber kaum mehr aufklären.

Welche Wirkung ein striktes Durchgreifen der Polizei bei Bagatell-Kriminalität hat, zeigt das „Wunder von New York“. Die New Yorker Polizei duldet keinen Regelverstoß mehr. Sie unterbindet im Sinne einer Vorfeldstrategie von Anfang an jede Form von Vandalismus, Graffiti-Sprayen, aggressive Bettelei, öffentliches Trinken von Alkohol und öffentliches Urinieren. Die Erfolge sind erstaunlich: Bei Gewaltkriminalität und Mord hat sich die Zahl der Delikte halbiert, in Parks kann man wieder spazieren gehen, ohne fürchten zu müssen, ausgeraubt oder zusammengeschlagen zu werden, und in bisher verrufene Stadtviertel ist das normale alltägliche Leben zurückgekehrt (Klingert 1997/Schwelien 1997).

4.4. Soziale Kontrolle

Die soziale Kontrolle ist ein zweiseitiges Instrument. Jeder, der einmal in einem kleinen Dorf gewohnt hat, kennt diese Form der Überwachung durch die Hausbewohner und die Nachbarschaft und weiß, wie lästig sie ist. Auch wird sie oft von negativen Motiven gespeist, etwa der Neugier oder dem Wunsch, daß der andere sich nicht erlauben darf, was man sich selber mit hohen seelischen Kosten verbietet. In modernen Gesellschaften schwindet die soziale Kontrolle zunehmend. Besonders in der Großstadt mit ihren anonymisierten Lebens- und Wohnverhältnissen fehlt sie fast vollständig. Aber mit dieser Reduktion des Interesses am anderen geht auch der positive Aspekt der sozialen Kontrolle verloren. So können Einbrecher eine Wohnung ausräumen, alte Menschen hilflos Tage in ihrer Behausung liegen, ohne daß die Nachbarn es bemerken. Das gleiche gilt für die Straftaten von Jugendlichen. Es überwiegt das Wegsehen. „Was geht mich das an?“ oder „Warum soll ich mir Probleme einhandeln, das ist doch Sache der Polizei“, sind häufige Reaktionen.

Ohne die Bereitschaft der Bevölkerung, bei offensichtlich gewalttätigem Handeln von Jugendlichen selber einzugreifen oder zumindest die Polizei zu benachrichtigen, dürfte es kaum möglich sein, die Gewalt von Jugendlichen zu verringern. Ein solches Verhalten hätte auch präventive Wirkung. Viele Gewalttäter können sich heute - vor allem in der Großstadt - darauf verlassen, daß Passanten nichts unternehmen und die Anwohner die Rolläden herunterlassen.

Eine wirksame soziale Kontrolle ist nur möglich, wenn die Norm der Gewaltfreiheit in der öffentlichen Meinung verankert ist und offensiv vertreten wird. Soziale Kontrolle kann nur dann funktionieren, wenn es in der Öffentlichkeit eine deutliche Ablehnung der Gewalt gibt und der Gewalttäter mit der einhelligen Ablehnung seiner Handlung rechnen muß. Es ist, um einen Ausdruck von Gramsci zu benutzen, eine „kulturelle Hegemonie“ der Ablehnung der Gewalt in den zwischenmenschlichen Beziehungen notwendig. Kann der Gewalttäter mit einer „klammheimlichen“ Zustimmung zu seiner Handlung rechnen, so bleibt die soziale Kontrolle wirkungslos. In unserer Gesellschaft gibt es eine deutliche Zunahme der Sensibilität für Gewalt. Wir haben bereits erwähnt, daß Gewalttatbestände in den letzten Jahrzehnten überhaupt erst thematisiert worden sind, die es früher auch gegeben hat, die aber nicht wahrgenommen wurden. Auf der anderen Seite gibt es aber auch eine wachsende Zustimmung zur Ausübung von Gewalt. Dies wurde etwa in Rostock-Lichtenhagen deutlich, als die Jugendlichen, die mit Steinen und Brandsätzen Ausländer angriffen, mit der offenen Zustimmung eines großen Teils der Bewohner des Stadtviertels rechnen konnten. Sie fühlten sich so als Ausführende des Willens einer Mehrheit. Diese zunehmende Bereitschaft, Gewalt zur Erreichung politischer Ziele als legitim anzusehen, gibt es auch im entgegengesetzten politischen Lager. So können sich auch diejenigen, die im Kampf gegen die Atomenergie, die Gentechnologie oder Tierversuche Gewalt anwenden, der offenen oder geheimen Zustimmung ihrer politischen Klientel sicher sein.

Es ist also notwendig, einen starken öffentlichen Druck gegen die Anwendung von Gewalt in allen Bereichen herzustellen.

4.5. Die Internalisierung der Norm der Gewaltfreiheit

Die Frage, inwieweit es sinnvoll sei, sich gesellschaftlichen Normen anzupassen, oder ob nicht eine demokratische Gesellschaft gerade kritische, die Normen hinterfragende Bürger voraussetze, wurde seit dem Ende der 60er Jahre in der Bundesrepublik, aber auch in anderen entwickelten Industriegesellschaften zunehmend gestellt. „Anpassung“ wurde als negative Bestätigung des status quo angesehen und mit Untertanengesinnung gleichgesetzt. Wir wollen hier nicht die allgemeine Frage diskutieren, inwieweit das gesellschaftliche Leben die Geltung eines gemeinsamen Normenhorizonts voraussetzt.⁶ Wenn hier der Verinnerlichung der gesellschaftlichen Norm des Gewaltverbots das Wort geredet wird, so hat dies nichts mit Autoritätsgehorsam zu tun. Der Verzicht auf Gewalt im zwischenmenschlichen Bereich ist eine so fundamentale Norm des gesitteten Zusammenlebens von Menschen, daß keine Relativierung erlaubt ist. Friedrich Hacker bemerkt dazu:

„Gewalt ist verwerfenswert aus moralischen Gründen. Sie bedroht, schädigt und zerstört den Mitmenschen, der grundsätzlich dieselben Merkmale aufweist wie wir selbst

⁶ So definiert beispielsweise Popitz Gesellschaft als eine „wechselseitige Verhaltensorientierung“ ihrer Teilnehmer. Gesellschaft unterstelle deshalb stets eine „*Verhaltensnormierung der handelnden Personen*“ (Popitz 1980, 11).

und daher prinzipiell dieselben Rechte besitzt. Wir begeben uns des eigenen Anspruchs auf menschliche Solidarität, wenn wir ihn im Mitmenschen verletzen. Gewalt reduziert den Mitmenschen zum Objekt und Mittel, beleidigt und erniedrigt ihn und bewirkt über die verschiedenen Formen der Dehumanisierung schließlich eine irreversible Verdinglichung und Vernichtung.“ (Hacker 1971, 166)

Die Verinnerlichung der gesellschaftlichen Normen beginnt in der frühesten Kindheit. So sind vor allem die Eltern gefordert. Der Internalisierungsprozeß hat eine kognitive Seite: Die Gebote der Gewaltfreiheit müssen zunächst verbal übermittelt werden. Es muß dem Kind immer wieder gesagt werden: Man darf ein anderes Kind nicht schlagen, man darf den Eltern nicht wehtun, man darf der Fliege nicht die Beine ausreißen, man darf den Hund nicht am Schwanz ziehen. Es hat den Anschein, daß viele Eltern heute diese Forderungen nicht mehr uneingeschränkt vertreten, weil sie glauben, sie beschränken damit den Entwicklungsprozeß ihrer Kinder. Vor allem bei Jungen, aber immer häufiger auch bei Mädchen, wird das Schlagen, das Sich-Wehren, als sinnvolles Erziehungsziel angesehen. Insbesondere der Junge soll sich als „stark“ darstellen.

Sicher gibt es ein Recht auf Notwehr, auch unter Einsatz von körperlicher Gewalt, aber wie leicht geht das „Sich-Wehren“ in eine aktive Gewaltausübung über, besonders dann, wenn durch eine extensive Interpretation des Gewaltbegriffs alles und jedes als „Gewalt“ definiert wird, gegen die man sich wehren muß.*

Aber das nur verbale Nahebringen des Verbots der Gewalt reicht nicht aus. Seine Einhaltung muß durch sanften aber deutlichen Zwang sichergestellt werden. Freuds Auffassung, daß Internalisierung die Verwandlung von „Fremdzwang“ in „Selbstzwang“ bedeutet, ist noch nicht widerlegt.

4.6. Affektbildung

Mit Zivilisierung der spontanen Triebregungen und der Affektmodulation ist keine bloße Triebunterdrückung oder Verdrängung gemeint. Mitscherlich hat die zu leistende Aufgabe „Affektbildung“ genannt. Es geht bei diesem Erziehungsziel um die Fähigkeit eines Menschen zu wissen, „wie er sich verhält, wenn er erregt ist“ (Mitscherlich 1963, 36). Es geht um die Fähigkeit, mit dem Konflikt zwischen den Triebansprüchen und den sozialen Normen umgehen zu können, die eigene Triebhaftigkeit und Affektivität zu „kultivieren“ (Mitscherlich 1963, 42).

* Kriminalpolizisten verweisen darauf, daß bei Jugendlichen, aber auch Erwachsenen, in Situationen der echten Notwehr derjenige die besseren Karten hat, der nicht zuschlägt, sondern versucht, verbal die Situation zu entspannen oder auch einfach wegläuft statt sich zu wehren. (Der Polizeipräsident in Berlin, o.J., 43)

Introspektion ist ein wichtiges Element der Erziehung. Wir müssen wissen, wenn wir erziehen wollen, wer wir selber sind, wie wir reagieren, wenn wir erregt sind, wie wir uns in Konflikten verhalten. Auch gilt es, die von Elias skizzierte Entwicklung voranzutreiben. Zunächst ist es wichtig, den Prozeß der Sensibilisierung für Gewalt zu verstärken: Es müßte dahin kommen, daß wir uns erbrechen müssen, wenn wir eine Gewalttat sehen (Nicklas 1984, 245).

Freud hatte für die Verminderung der Aggressivität eine Umwegstrategie vorgeschlagen: Er spricht zwar vom Krieg, aber sein indirekter Weg läßt sich auf alle Formen der verletzenden Gewalt übertragen. Es gelte, den Gegenspieler der Aggressivität, den Eros, anzurufen. Alles, was Gefühlsbindungen unter den Menschen herstelle, wirke der Gewalt entgegen. Freud sieht diese gewaltvermindernde Wirkung der Herstellung von Gefühlsbindung durch Identifizierung: „Alles, was bedeutsame Gemeinsamkeiten unter den Menschen herstellt, ruft solche Gemeingefühle, Identifizierungen hervor. Auf ihnen ruht zum guten Teil der Aufbau der menschlichen Gesellschaft.“ (Freud XVI, 1950, 23)

Psychologische Kompetenz wird in der Schule nicht gelernt. Die Psychologie wurde, als eine Wissenschaft, die erst in diesem Jahrhundert entstand, kein Schulfach mehr, wie die älteren, im 19. Jahrhundert entstandenen Naturwissenschaften. Es gibt dafür keinen vernünftigen Grund, etwa daß Psychologie weniger wichtig sei als Biologie. Der Kanon, die Stundentafel war einfach „voll“. Deshalb müßten psychologische, insbesondere sozialpsychologische Sachverhalte verstärkt in der Sozialkunde Platz finden. Zum Erwerb der von Mitscherlich gemeinten Kompetenz genügt freilich das Wissen nicht. Aber es ist unabdingbare Voraussetzung.

4.7. Strategien zur Erhöhung der kommunikativen Kompetenz

Für die Begrenzung der Gewalt ist die Erhöhung der kommunikativen Kompetenz ein wichtiges pädagogisches Ziel. Wir haben schon darauf hingewiesen, daß mangelnde kommunikative Kompetenz in Konfliktsituationen oft Menschen zum Mittel der Gewalt greifen läßt (Büttner/Nicklas 1984). Anders formuliert: Es fehlen den in den Konflikt involvierten Menschen friedliche Konfliktlösungsstrategien. Insbesondere männliche Jugendliche haben, was die kommunikativen Fähigkeiten angeht, den Mädchen gegenüber einen Nachholbedarf. Gewaltfreie Lösungsmechanismen wie etwa Verhandlungs- oder bargaining-Strategien setzen in der Regel sprachliche Kompetenz voraus. Die Einübung solcher Konfliktlösungsmuster ist ein wichtiges Ziel. Die Einübung solcher Verfahren kann bereits in der Familie und im Kindergarten beginnen.

Diese Verfahren greifen jedoch nur bei Gewalt, die bei Konflikten ausgeübt wird. Aber diese Gewalt ist nur eine Teilmenge der Gewalt. Bei einem Konflikt müssen sich, wenn auch nicht in jedem Fall legitime, so doch zumindest vertretbare Interessen gegenüberstellen. Dies ist etwa der Fall, wenn Gruppen von Jugendlichen sich um ein Territorium

streiten. Hier kann etwa eine Aufteilung des umstrittenen Bereichs auf dem Verhandlungswege die Kämpfe beenden. Wenn ein Junge einen anderen jedoch gewaltsam die Lederjacke wegnimmt, so wäre der Konfliktbegriff unzulässig strapaziert, wenn man diesen Vorgang Konflikt nennen würde.

Man sollte also unterscheiden zwischen der gewaltförmigen Lösung eines Konflikts zu eigenen Gunsten, bei dem sich nicht vereinbare Interessen, die aber auf beiden Seiten mit einer gewissen, vielleicht auch nur subjektiven Berechtigung vertreten werden können, gegenüberstehen und der Gewalt, die instrumentell und einseitig angewendet wird, um sich ein bestimmtes Gut anzueignen (Raub) oder um einem anderen seinen Willen aufzuzwingen (Vergewaltigung).

Es geht also um die Fähigkeit, Konflikte kommunikativ zu lösen. Solche Strategien können geübt werden, etwa im Rollenspiel. Auch kann ein Mediator dabei helfen. Das „Antigewalt-Training“, das seit über fünf Jahren an der Strafanstalt Hameln erprobt wird, hat gute Erfolge aufzuweisen, was an einer niedrigen Rückfallquote der Häftlinge deutlich wird, die an diesem Training teilgenommen haben.

Die Herstellung von kommunikativen Strukturen, die Einbindung in stabile psychosoziale Beziehungen ist auch vorrangiges Ziel, das in Jugendhäusern und anderen Freizeitinstitutionen für Jugendliche angestrebt werden müßte. Solche Einrichtungen ohne intensive Betreuung sind jedoch relativ wirkungslos. Genügend Menschen, die aufgrund ihrer Ausbildung diese Betreuung übernehmen könnten, sind vorhanden. Allerdings ist eine solche kostenintensive Forderung in einer Zeit der leeren öffentlichen Kassen nicht leicht zu erheben. Es sollte jedoch bedacht werden, daß die gesellschaftlichen Folgekosten solcher Versäumnisse in der Regel sehr viel höher sind.

4.8. Ventile schaffen

Die expressive Gewalt von Jugendlichen geht zurück auf einen Energieüberschuß in dieser Entwicklungsphase und steht im Dienst der Ablösung von der Generation der Eltern. Für Jugendliche ist dies eine Zeit des Übergangs in eine neue Bezugsgruppe, eine Phase der gesteigerten Aktivität und des Kräfteüberschusses, und es ist verständlich, daß diese transitorische Phase von Verhaltensunsicherheit einerseits und erhöhter Konflikträchtigkeit andererseits begleitet ist (Kaiser 1981). Der Umgang mit dieser Form der Gewalt ist deshalb so schwierig, weil sie in gewisser Weise notwendig ist für den Aufbau einer eigenen sozialen Identität der Jugendlichen. Traditionale Gesellschaften haben in der Regel Initiationsriten, die den Übergang von der Jugendphase zum Erwachsenenstatus institutionalisieren und damit entschärfen. Solche Initiationsriten gab es auch in den europäischen Gesellschaften, aber sie haben im Zuge der Modernisierung ihre Bedeutung und ihre integrative Kraft verloren. Sie lassen sich nicht willentlich wieder neu beleben. Dadurch entsteht

eine wichtige pädagogische Aufgabe, die weniger von der Familie zu leisten ist als vielmehr von Jugendhäusern, Jugendclubs und Sportvereinen.

Für die expressiven Bedürfnisse von Jugendlichen sollten Übungsfelder, etwa im Sport, geschaffen werden. In der Ethnologie wird von „Ventilsitten“ gesprochen. Gelingt dies nicht, so besteht die Gefahr, daß die Jugendlichen auf riskante Praktiken wie das S-Bahn-Surfing oder in die direkte Gewalt der street gangs ausweichen (vgl. Büttner 1997).

Die Notwendigkeit von Ventilmöglichkeiten gilt nicht nur für Jugendliche, sondern auch für Erwachsene. Hier ist es jedoch in der Regel nicht ein Triebüberschuß, sondern etwa durch Frustration entstandene aggressive Triebspannung, die nach Abfuhr verlangt. Vielleicht wäre ein Punchingball im Lehrerzimmer ein gutes Ventil.

Zur Problematik der expressiven Gewalt gehört auch die Frage, inwieweit Menschen fähig sind, sich selber zurückzunehmen und den anderen gelten zu lassen. Diese Fähigkeit ist besonders in der Bundesrepublik mit einer sehr hohen Bevölkerungsdichte von großer Bedeutung. Wenn Menschen sehr eng zusammenleben, ist eine hohe Fähigkeit der Selbstrücknahme und der Selbstbegrenzung notwendig. Dies gilt nicht nur im einfachen räumlichen Sinne, sondern ebenso übertragen im geistigen Sinn. Dies bedeutet etwa den Verzicht auf die Meinung, im Besitz der Wahrheit zu sein, es verlangt Selbstreflexion, die Fähigkeit, die Perspektive des anderen zu übernehmen, Empathie und Toleranz.

Der Abbau von Gewalt muß im sozialen Nahraum, in der Familie, dem Kindergarten beginnen. Voraussetzung ist dabei die Selbstreflexion des eigenen Verhaltens der Erzieher. Oft üben sie selber Gewalt aus, ohne daß dies ihnen bewußt ist. Die erzieherische Situation birgt in sich die Gefahr, daß der Erzieher glaubt, er verfolge nur die Interessen des Kindes, während er in Wirklichkeit die Überlegenheit dem Unmündigen gegenüber für eigene Wünsche und Interessen instrumentalisiert. Die erzieherische Situation kann im Erzieher alte Konflikte wiederbeleben, so daß zwischen Erzieher und Zögling oft Kämpfe ausgetragen werden, die bis in die Kindheit des Erziehers zurückreichen. Deshalb ist "Erziehung ... unendlich öfter Terror als Führung zur Selbständigkeit" (Mitscherlich 1963, 32f).

4.9. Möglichkeiten in der Schule

Der soziale Raum, den Schule für Kinder und Jugendliche bietet, sollte genutzt werden, um Schülern die Möglichkeiten zu geben, positive soziale Erfahrungen zu machen. Schule könnte ein Zentrum werden, in dem sich Kinder in ihrer Freizeit treffen, wo sie Möglichkeiten haben, gemeinsam etwas unter einem bestimmten Gesichtspunkt zu machen. Schule könnte sich, wie Beispiele u.a. aus Lübeck zeigen, als soziales Zentrum eines Stadtteils verstehen, so daß die Beziehungen von den Schülern im Alltag in die Schule hineingetragen werden, allerdings auch Schüler aus der Schule in die Stadtteilarbeit wiederum einbezogen werden können.

Wir haben schon die Bedeutung der Einübung der „öffentlichen Tugenden“ angedeutet. Auf das Defizit des deutschen Schulsystems in der Übermittlung dieser Tugenden hat Ralf Dahrendorf schon Anfang der 60er Jahre hingewiesen (Dahrendorf 1961). Es scheint so, als ob sich in dieser Frage in den letzten 30 Jahren wenig geändert hat. Dahrendorf hatte für das deutsche Defizit die Rangordnung von Familie und Schule und das deutsche System der Vormittagsschule verantwortlich gemacht. Zentrale Erziehungsinstitution in Deutschland sei die Familie, der die Schule untergeordnet sei. In den angelsächsischen Ländern habe dagegen die Schule einen sehr viel höheren Stellenwert. Ein solches System (Ganztagsschule, Internat) fördere die „öffentlichen Tugenden des Miteinander-Auskommens und Zusammenlebens“ gegenüber den privaten Tugenden der Familie wie Wahrhaftigkeit und Fleiß. „Die Annahme scheint sinnvoll, daß die Vermittlung der öffentlichen Tugenden vor allem ein Werk der Erziehungsinstitutionen, die der privaten Tugenden dagegen ein Werk der Familie ist.“ (Dahrendorf 1961, 285

Heute Ganztagsschulen zu fordern, dürfte bei den leeren öffentlichen Kassen wenig Aussicht auf Erfolg haben. Aber warum können nicht Vereine und Gruppen in der Schule nachmittags Kindern und Jugendliche Angebote machen? Auch ist es nicht einzusehen, weshalb nicht auch in unseren Schulen die öffentlichen Tugenden stärker gefördert werden könnten.

Um die streßerzeugenden Funktionen zu reduzieren, sollte Schule für Kinder und Jugendliche zu einem Lebensraum werden, in dem sie miteinander lernen und leben. In den meisten Industrienationen sind Schulen Ganztageseinrichtungen; aufgrund veränderter Familienstrukturen und der immer komplizierter werdenden Umwelt muß in den Institutionen, in denen alle Kinder und Jugendlichen zusammentreffen, mehr vermittelt werden als kognitives Wissen: öffentliche Tugenden, die Fähigkeit des Miteinander-Auskommens und des gewaltfreien Konfliktaustrags.

Das Entscheidende ist jedoch das Interaktionsklima in den Klassen. Dies läßt sich am Beispiel des „szenischen Auslösereizes“ zeigen, der einen Konflikt in einer Klasse eskalieren läßt.

Zentrales Moment eines solchen szenischen Auslösereizes könnte das geringe Maß an Sicherheit sein, das eine erwachsene, für die Gruppe verantwortliche Person in einer bestimmten Situation bietet oder nicht. Je höher das Maß an Sicherheit desto unbelasteter kann sich auch die Begegnung zwischen den Gruppenmitgliedern gestalten. Je größer der Angstpegel, je größer die Isolierung des einzelnen in der Gruppe, desto stärker werden auch seine Ich-Kräfte beansprucht, dann nämlich, wenn sich eine Situation anspannt bzw. eine Gruppe in "Not" gerät, die in der Schule schon prinzipiell durch Leistung und Konkurrenzdruck gegeben ist.

Dort also, wo die Ich-Kräfte von Schülern relativ gering entwickelt sind, muß der Lehrer in der Leitungsverantwortung für die Gruppe quasi eine Art Hilfs-Ich darstellen. Wo er darin versagt steigt die Angst in der Gruppe und damit die Gewaltbereitschaft. Die Gefahr wechselseitiger Kränkung wird unkontrollierbar groß, und die Szenen, die Verletzungen herbeiführen, können außerordentlich vielfältig sein.

Ist der Lehrer deutlich zu schwach, dann bildet die Gruppe (unbewußt) häufig einen Gegenpol durch ein Gruppenmitglied, das sich zum Anführer mit konträren Normen zu denen des Schulsystems aufschwingt: besondere Brutalität häufig gekoppelt mit besonderer Leistungsschwäche, besondere gewaltsame Konsequenz in der Durchsetzung der meist insgesamt kriminellen Normen (und darin ein Höchstmaß an Sicherheit, was von ihm wann erwartet werden kann) und eine paradox anmutende Treue der Schülergefolgschaft gegenüber ihrem Peiniger.

Solche Zusammenhänge zwischen Gruppe, Angst und Gewalt hat es immer schon gegeben. Die offizielle Suche nach dem Täter und seine versuchte öffentliche Bestrafung sind rituelle Formen, mit denen man auch heute noch den Gegenautoritäten entgegenzutreten versucht. Verständlicherweise hofft der einzelne Lehrer, die Lehrerschaft oder eine gesamte Schule sich solcher Schüler entledigen zu können, da ein solcher Machtkampf auf der Ebene der traditionellen pädagogischen Mittel meist aussichtslos ist. Der Gewalt der Schüler kann man nur mit (institutioneller) Gegengewalt beikommen, solange man nicht an dem Kernproblem arbeitet, nämlich der Gruppe die Sicherheit zu geben, die sie vom Lehrer nicht erhält, die ihr aber der gewalttätige Schüler (um den Preis der Opferrolle) zu geben scheint. Das "Austesten" neuer Lehrer durch Klassen entspricht übrigens genau diesem Wunsch herauszufinden, ob und inwieweit man dem Erwachsenen, der erwachsenen Autorität trauen kann oder nicht.

Da die meisten Lehrer einzeln vor ihren Klassen stehen, also weder zu zweit noch gar als Gruppe ihre Klassen unterrichten (Ausnahme: Team-teaching), haben sie einerseits die Möglichkeit, eine spezifische Gruppenkultur zugeschnitten auf ihre Person in der Klasse zu entwickeln, andererseits aber stehen sie durch die Gruppe, stellvertretend für diese, durch den gewalttätigen Schüler ständig vor dem Problem, ihre pädagogische Kompetenz zu beweisen, daß sie die Gruppe genauso gut "im Griff" haben wie ihre Kollegen. Die verschlossene Klassentür sichert dabei ein Höchstmaß an unkontrollierbarem individuellem pädagogischen "Vollzug", aber auch ein Höchstmaß von Angst des Lehrers vor der Gruppe (vgl. Brück 1978). Ich denke hierbei an die Phantasien, die viele Lehrer vor Beginn des Unterrichts beim Gang zur Klasse über die Atmosphäre haben, die sie dort vermeintlich oder tatsächlich vorfinden: Chaos, Gewalt und Destruktion.

Dabei muß man bedenken,

- daß die Klassen auch oder in erster Linie Gruppen mit einer spezifischen Eigendynamik sind,

- daß einzelne Schüler einer Klasse niemals unabhängig vom Gruppenkontext handeln bzw. handeln können, sondern immer in mehr oder weniger großer Übereinstimmung mit dem Rest der Gruppe,
- daß sie auch und gerade als gewalttätige Schüler Delegierte des Klassenverbandes sind, selbst wenn diese Delegation nicht bewußt intendiert ist, und - dies scheint mir der wichtigste Punkt -
- daß dem Lehrer als Leiter der Gruppe eine bestimmte Bedeutung in dem Beziehungsgeflecht der Gruppe zukommt,

dies alles sind Zusammenhänge, die weder in der Ausbildung noch in der Lehrerfortbildung systematisch vermittelt werden. Wer nicht ein gehöriges Maß an pädagogischer Intuition im Umgang mit Gruppen mitbringt, ist den Prozessen, die zu Gewalt führen (und natürlich auch seiner eigenen Wirkung auf die Gruppe), hoffnungslos ausgeliefert.

4.10. Einfluß auf die Jugendkultur

Die gewalttätige Jugendszene ist Teil der Jugendkultur, an der sich heute Jugendliche orientieren. Nicht der Bach und Mozart hörende Großvater, noch der ostermarschierende Vater ist Vorbild, sondern die Gleichaltrigen, und auch nicht mehr die klassische Musik sondern Rock und Hard-'n' Heavy, in der rechten Szene vielleicht die Böhsen Onkelz. Deshalb ist es auch so schwierig, von der etablierten Erwachsenenkultur aus Einfluß zu nehmen. Diese Erkenntnis hat sich in der „Straßensozialarbeit“ durchgesetzt.

Dabei haben sich kommunikative Methoden sowohl in den neuen als auch den alten Bundesländern als erfolgreich erwiesen (Koch 1993; Piazczynski 1993). Solche Methoden bestehen darin, daß die Sozialarbeiter versuchen, über Zuhören, Verstehen, Ernstnehmen ein Ins-Gespräch-Kommen mit den gefährdeten Jugendlichen zu ermöglichen. Häufig ist eine Gewalttat - wie aus der Jugendgerichtsbarkeit bekannt - ein Signal, ein Hilferuf. Viele junge Menschen in schwierigen sozialen Verhältnissen haben den Eindruck, daß sich niemand um sie kümmert, daß sie für niemanden etwas bedeuten und daß ihnen niemand Aufmerksamkeit schenkt. Dies ändert sich in dem Augenblick, in dem sie straffällig werden: Sie stehen plötzlich im Mittelpunkt, Richter, Psychologen, Bewährungshelfer kümmern sich um sie, sie sind, allerdings im negativen Sinne, "wichtig". Die Attraktivität von Jugendcliquen, Straßenbanden und gewalttätigen Gruppen ist oft gerade deshalb so groß, weil sie Beziehungsstrukturen, Akzeptanz und Bezugspersonen bieten.

Es ist notwendig, zu den gewaltaffinen Gruppen und Subkulturen Kontakt aufzunehmen und die Isolierung, in der sie sich häufig befinden, aufzubrechen. Eine Ausgrenzung oder Stigmatisierung der gewaltbereiten Jugendlichen hätte kontraproduktive Wirkungen (vgl. Heim/Krafeld 1992). Allerdings ist kein Schmusekurs erwünscht, sondern der Sozialarbeiter muß Farbe bekennen und seine eigene Position gegen Gewalt deutlich machen.

Adressat für Präventivstrategien sollten aber nicht nur die gefährdeten Jugendlichen alleine sein, sondern das geistige Klima in der Jugendkultur insgesamt.

Ob Gewalt ein sinnvolles oder auch nur legitimes Verhaltensmuster darstellt, hängt von der Auffassung von der Welt und der Gesellschaft, der „Lebensphilosophie“ ab, die Jugendliche haben. Wie wollen die Jugendlichen sich selber darstellen, wie verstehen sie ihre Position in der Gesellschaft. Wie wollen sie ihre Wünsche und Bedürfnisse durchsetzen? Und insbesondere: Wie ist der Interaktionsstil in der Gruppe?

Wie kann man solche Einstellungen verändern? Schmidtchen ist der Auffassung, daß die Gewaltphantasien, die Vorwegnahme der Gewalt im Kopf, der Umsetzung in konkrete Gewalt in der Realität vorauslaufen. „Keine Handlung wird ausgeführt, die nicht vorher gedacht oder zumindest vorgestellt wurde. Alles Handeln unterliegt einer mentalen und sozialen Organisation.“ (Schmidtchen 1997)

Änderungen haben also im Denken anzusetzen: „Die Diagnose verweist darauf, daß Gewalt in der Gesellschaft zu einem überragenden Teil geistige Ursachen hat, und daß der geistigen Auseinandersetzung, der Vermittlung von Handlungsorientierung eine größere präventive Bedeutung zukommt als der Beschäftigung mit den sogenannten primären Ursachen der Gewalt, die in Deprivationen sozialer Art gesucht werden bis hin zur Großstadtarchitektur. Wichtiger ist die geistige Architektur der Gesellschaft.“ (Schmidtchen 1997, 293)

Über die Frage, ob diese idealistische Position zutrifft, oder ob nicht materialistische Ursachen der Gewalt gesucht werden müssen, wurde in der Friedensforschung seit den 70er Jahren gestritten. Prominentestes Beispiel für die idealistische Auffassung ist die Präambel der UNESCO-Charta. Dort heißt es: „Da Kriege in den Köpfen der Menschen beginnen, muß in den Köpfen der Menschen Vorsorge für den Frieden getroffen werden“.

In den 70er Jahren wurde diese Auffassung der UNESCO-Präambel überwiegend als individualpsychologische Verkürzung des Problems abgetan. Heute können wir, insbesondere nach den Ergebnissen der Kognitionspsychologie der letzten 20 Jahre, diese generelle Ablehnung nicht mehr teilen. Offensichtlich haben kognitive Motive bei der Handlung von Menschen eine größere Bedeutung, als die soziologischen Theorien der 70er Jahre dies wahrhaben wollten. Dazu gibt die empirische Studie von Schmidtchen einen Hinweis: Eine ethische Motivation, wie sie in einer altruistischen Orientierung zum Ausdruck kommt, drängt die Gewaltdoktrin deutlich zurück (Schmidtchen 1997, 292). Diese Auffassung von der hohen Bedeutung kognitiver Präventivstrategien darf nicht so verstanden werden, daß damit die Arbeit an der Beseitigung der anderen Ursachen von Gewalt überflüssig sei.

Als Arbeitshypothese läßt sich also formulieren: Aufgabe der Arbeit mit Jugendlichen ist die Stärkung der prosozialen Einstellungen und die Tabuisierung der Gewalt. Ansatzpunkte bei den Jugendlichen für eine „Antigewaltdoktrin“ gibt es zahlreiche. Wir wollen nur an

die weit verbreitete pazifistische Einstellung vieler Jugendlicher erinnern, die sich an der sehr hohen Zahl der Kriegsdienstverweigerer zeigt. Auch die Betätigung vieler Jugendlicher an alternativen Projekten und Initiativen, die gegen den gewaltförmigen Umgang mit der Natur und den Tieren gerichtet sind, sprechen dafür.

Die Chancen der Einflußnahme der Erwachsenen, also der Eltern, der Erzieher, der politischen Eliten, ist allerdings, wie schon angedeutet, begrenzt. Größere Wirksamkeit hätten Initiativen von Jugendlichen selber, deren Ziel die Beförderung der kulturellen Dominanz von Werten wie Gewaltfreiheit und Toleranz wäre.

*

Bei der Darstellung der Möglichkeiten von Präventivstrategien gegen Jugendgewalt ist deutlich geworden, daß nur ein Netz verschiedener Maßnahmen Erfolg verspricht. Nur durch das aufeinander abgestimmte Handeln von Eltern, Lehrern, Erziehern, Sozialarbeitern, Polizei, Gerichten, Strafvollzug, Medien und Politik kann es gelingen, die Jugendgewalt einzudämmen. Es sind multidimensionale Strategien notwendig, die auf den verschiedenen Ebenen und an den verschiedenen Formen der Gewalt, wie wir gezeigt haben, ansetzen. Da es nicht *eine* Ursache für Gewalt gibt, kann es auch nicht *eine* Präventivstrategie geben.

Besteht die Hoffnung, daß solche Strategien möglich sind und daß sie politisch und gesellschaftlich entwickelt werden und sich durchsetzen können? Wenn die These von Elias zutrifft, daß die zunehmende Verflechtung der Interessen und Bedürfnisse der Menschen eine Verringerung der Gewalt in den zwischenmenschlichen Beziehungen erzwingt, dann besteht die begründete Hoffnung, daß es gelingen kann, das Anwachsen der Gewalt unter Jugendlichen (wie auch unter Erwachsenen) aufzuhalten und die Entwicklung einer friedlichen Gesellschaft zu fördern.

Literatur

- Adam, K.: Die verlassene Generation, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4. Januar 1993
- Adorno, Th.W.: Tabus über den Lehrerberuf, in: ders.: Erziehung zur Mündigkeit, Frankfurt/M. 1970
- Beck, U.: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andre Moderne, Frankfurt/M. 1986
betrifft: erziehung, Heft 7, Weinheim 1976
- Brück, H.: Die Angst des Lehrers vor seinem Schüler, Reinbek 1978
- Bründel, H./Hurrelmann, K.: Zunehmende Gewaltbereitschaft bei Kindern und Jugendlichen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament B 38/1994
- Büttner, C./Nicklas, H. u.a.: Wenn Liebe zuschlägt. Gewalt in der Familie, München 1984
- Büttner, C.: Video-Horror, Schule und Gewalt. Pädagogische Entwürfe für die Lehrerfortbildung gegen Horror- und Gewaltvideos bei Kindern und Jugendlichen, Weinheim 1990
- Büttner, C.: Subkulturelle Aspekte des Übergangs vom Kind zum Erwachsenen, in: Krebs, H./Eggert Schmid-Noerr, A./Messer, H./Freudenberger, H. (Hg.): Lebensphase Adoleszenz. Junge Frauen und Männer verstehen, Mainz 1997, S. 80-92
- Castner, H./Castner, T.: Schuljugend und Neofaschismus - ein akutes Problem politischer Bildung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament 44/1978
- Chartier, J.-P. und L.: Les parents martyrs, Toulouse 1983
- Claus, Th./Herter, D.: Jugend und Gewalt. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung an Magdeburger Schulen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament 38/1994
- Dahrendorf, R.: Gesellschaft und Freiheit. Zur soziologischen Analyse der Gegenwart, München 1961
- Der Polizeipräsident in Berlin (Hg.): Aspekte der Jugendkriminalität (Verfasser: Wolfram Zirk), Berlin o.J.
- Der Spiegel: Gewalt gegen die Eltern, Nr. 29, 27.Jg. (1983), S. 50-62
- Dollard, J. et al.: Frustration and aggression, New Haven 1939
- Durkheim, E.: Der Selbstmord, Frankfurt/M. 1983
- Eckert, R./Willems, H.: Konfliktintervention. Perspektivenübernahme in gesellschaftlichen Auseinandersetzungen, Opladen 1992
- Eibl-Eibesfeldt, I.: Wider die Mißtrauensgesellschaft. Streitschrift für eine bessere Zukunft, München 1995
- Eid, V.: Gewalt im Straßenverkehr. Skizzen zur Wahrnehmung und Analyse, in: Hilpert, K. (Hg.): Die ganz alltägliche Gewalt. Eine interdisziplinäre Annäherung, Opladen 1996
- Elias, N.: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd.1: Wandlungen des Verhaltens in den westlichen Oberschichten des Abendlandes, Bd. 2: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation, Bern 1969

- Enzensberger, H.M.: Aussichten auf den Bürgerkrieg, Frankfurt/M. 1993
- Erdheim, M.: Psychoanalyse und Unbewußtheit in der Kultur. Aufsätze 1980-1987, Frankfurt/M. 1988
- Filser, F.: Einführung in die Kriminalsoziologie, Paderborn 1983
- Freud, S.: Gesammelte Werke Bd. X, London 1946; XIV, London 1948; Bd. XVI, London 1950
- Friedrich-Ebert-Stiftung (Hg.): Kinder- und Jugendkriminalität in Deutschland. Ursachen, Erscheinungsformen, Gegensteuerung, Berlin 1996
- Galtung, J.: Strukturelle Gewalt, Reinbek 1975
- Groebel, J.: Gewaltprofil des deutschen Fernsehprogramms. Eine Analyse des Angebots privater und öffentlich-rechtlicher Sender, Leverkusen 1993
- Habermas, J.: Pädagogischer „Optimismus“ vor Gericht einer pessimistischen Anthropologie. Hier zitiert nach dem Wiederabdruck in: ders.: Kleine politische Schriften (I-IV), Frankfurt/M. 1981, S. 58-100
- Hacker, F.: Aggression, Wien 1971
- Heim, G./Krafeld, F.J. u.a. (Hg.): Akzeptierende Jugendarbeit mit rechten Jugendcliquen, Bremen 1992
- Heitmeyer, W. u.a.: Die Bielefelder Rechtsextremismus-Studie, Weinheim 1992
- Heitmeyer, W. u.a.: Gewalt. Schattenseiten der Individualisierung bei Jugendlichen aus unterschiedlichen Milieus, Weinheim 1995
- Heitmeyer, W./Sander, U.: Individualisierung und Verunsicherung, in: Mansel, J. (Hg.): Reaktionen Jugendlicher auf gesellschaftliche Bedrohung. Untersuchungen zu ökologischen Krisen, internationalen Konflikten und politischen Umbrüchen als Stressoren, Weinheim 1992
- Hellmer, J.: Jugendkriminalität, Neuwied 1978
- Herweg, G./Hold-Jagoda, R.: Schule mit Gewalt verändern? Schulpsychologische Anmerkungen zum Thema "Gewalt in der Schule", in: Spreiter, M. (Hg.): Waffenstillstand im Klassenzimmer. Vorschläge, Hilfestellungen, Prävention, Weinheim 1993, S. 82-128
- Hilpert, K. (Hg.): Die ganz alltägliche Gewalt. Eine interdisziplinäre Annäherung, Opladen 1996
- Hurrelmann, K.: Familienstreß, Schulstreß, Freizeitsreiß. Gesundheitsförderung für Kinder und Jugendliche, 2. Aufl., Weinheim 1994
- Inglehart, R.: Kultureller Umbruch, Wertewandel in der westlichen Welt. Frankfurt/M. 1989
- Kaase, M.: Politische Gewalt - Gesellschaftliche Bedingungen und politische Konsequenzen, in: Mochmann/Gerhardt 1995
- Kaiser, G.: Jugendkonflikte, Jugendpolitik und Jugendrecht. Zur kriminologischen Diskussion in der Bundesrepublik Deutschland, in: Häußling, J.M./Brusten, M./Malinowski, P. (Hg.): Jugendkonflikte. Kriminologische Forschungen und Analysen aus neun Ländern, Stuttgart 1981
- Klages, H.: Wertorientierungen im Wandel. Rückblick, Gegenwartsanalyse, Prognosen, Frankfurt/M. 1984
- Klingert, M.: Zeigen, wo die Grenzen sind, in: Die Zeit, 21. März 1997, S. 3

- Koch, R.: Deeskalation von Jugendgewalt. Praktische Erfahrungen aus Sachsen-Anhalt, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, 46-47/1993
- Kreppner, K.: Sozialisation in der Familie, in: Hurrelmann, K./Ulrich, D. (Hg.): Handbuch der Sozialisationsforschung, 2. Aufl., Weinheim 1992
- Kunczik, M.: Wirkungen von Gewaltdarstellungen. Zum aktuellen Stand der Diskussion, in: Mochmann/Gerhardt 1995
- Marcuse, H.: Eros und Kultur. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud (spätere Ausgaben unter dem Titel: Triebstruktur und Gesellschaft), Stuttgart 1957
- Matthesius, B.: Antisozialfront. Vom Fußballfan zum Hooligan, Opladen 1992
- Mochmann, E./Gerhardt, U. (Hg.): Gewalt in Deutschland. Soziale Befunde und Deutungslinien, München 1995
- Nicklas, H.: Erziehung zum Ekel vor Gewalt. Überlegungen zur Frage der Affektkontrolle in der Friedenserziehung. In: Steinweg, R. (Red.): Vom Krieg der Erwachsenen gegen die Kinder. Möglichkeiten der Friedenserziehung (Friedensanalysen 19), Frankfurt/M. 1990
- Nolting, H.-P.: Lernschritte zur Gewaltlosigkeit. Ergebnisse psychologischer Friedensforschung, Reinbek 1981
- Parsons, T.: Aggressivitätsreservoirs in der Sozialstruktur der westlichen Gesellschaft, in: Nerlich, U. (Hg.): Krieg und Frieden im industriellen Zeitalter, Gütersloh 1966
- Pfeiffer, C.: Anstieg der Jugendkriminalität?, in: Friedrich-Ebert-Stiftung 1996
- Piaszczyński, U.: Jugendarbeit mit rechtsextremen Jugendlichen in Baden-Württemberg. Ein sozialpädagogischer Ansatz zur Konfliktbearbeitung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament 46-47/1993
- Pieper, D.: Wir Barbaren. Leben in einer Kultur der Gewalt, Berlin 1996
- Pilz, G.A.: Jugend, Gewalt und Rechtsextremismus, Münster 1994
- Popitz, H.: Die normative Konstruktion von Gesellschaft, Tübingen 1980
- Schmidtchen, G.: Wie weit ist der Weg nach Deutschland? Sozialpsychologie der Jugend in der postsozialistischen Welt, Opladen 1997
- Schumann, K.F.: Schutz der Ausländer vor rechtsradikaler Gewalt durch Instrumente des Strafrechts?, in: Der Strafverteidiger 6/1993
- Schwelien, M.: Das Wunder von New York, in: Die Zeit, 28. März 1997, S. 7
- Schwind, H.-D. u.a.: Gewalt in der Bundesrepublik Deutschland. Endgutachten der Unabhängigen Regierungskommission zur Verhinderung und Bekämpfung von Gewalt (Gewaltkommission), 4 Bde., Bochum 1989
- Tertilt, H.: Turkish Power Boys. Ethnographie einer Jugendbande, Frankfurt 1996
- Wassermann, R.: Kriminalität und Sicherheitsbedürfnis. Zur Bedrohung durch Gewalt und Kriminalität in Deutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament B 23/1995
- Willems, H. zus. mit R. Eckert, S. Würtz, L. Steinmetz, Opladen 1993
- Wulf, C.: Die Unhintergebarkeit der Gewalt, in: Wimmer, M./Wulf, C./Dieckmann, B.: Das „zivilisierte Tier“. Zur historischen Anthropologie der Gewalt, Frankfurt/M. 1996
- Zeltner, E.: Kinder schlagen zurück, Bern 1993